Just do it - das Tagebuch

Hinweis: das ist ein mehr oder weniger persönliches Tagebuch von mir (Martin), unqualifizierte oder sonstwie kompromittierende Aussagen sind rein subjektiv, entbehren jeder Grundlage und entsprechen in der Regel und meist immer nie der Wirklichkeit. Ähnlichkeiten mit Lebenden und Personen, die scheinbar meinem Bekanntenkreis entstammen, sind, insbesondere wenn sie etwas schlechter wegkommen, nicht beabsichtigt, rein zufällig und ebenfalls in der Regel frei erfunden. Der Leser möge dies bei der Lektüre berücksichtigen und entsprechend korrigierend interpretieren. Auch Schwächen in der Orthografie und der Zeichensetzung seien mir verziehen. Schließlich bewegt sich das Schiff (mehr oder weniger).
PS.: Copyright für alle Formen der Vervielfältigung und Weitergabe beim Autor (wo auch sonst).

Die Wüste blüht! Drei Beispiele

Teil 921 – 960 Puerto Carrizal Bajo - Callao

921. (Fr. 03.08.07) Was soll man davon halten? Gestern Abend hat der Wetterbericht der chilenischen Armada, der eh nur die nächsten 12 Stunden vorhersagt und danach eine Tendenz angibt, von abnehmendem Wind gesprochen. Heute morgen dagegen ist die Vorhersage genauso bescheiden wie gestern früh. In der Funke meint Wolfgang, daß uns ja nichts treibt, und er hat natürlich recht. Am besten, wir warten ab, wie sich das Wetter entwickelt. Zu früh starten wäre eh nicht günstig, da wir am Nationalpark *Pan de Azucar* einen Zwischenstop einlegen wollen. Und bis dahin sind es 120 Meilen. Um gut bei Tageslicht anzukommen und Reserve sowohl gegen Abend als auch gegen Morgen zu haben, sollten wir nicht vor Mittag starten. Wie wäre es in der Zwischenzeit mit einem Spaziergang an Land? Wir sind kaum am Anleger der Fischer angekommen, da frischt der Wind auf. Sieh mal einer an. Die Fischer am Anleger kommentieren die Wetterentwicklung auch prompt mit *mucho viento*. Uns soll es recht sein. Diesmal wandern wir das Flußtal entlang. Die kleine Lagune hinter dem Sandwall entpuppt sich als Paradies für eine fröhliche Herde Bleßhühner, Red-gartered Coots (*Fulica armillata*) und Red-Fronted Coots (*Fulica rufifrons*). Erstere, mit einer gelben Blesse mit roter Basis versehen, sind offenbar deutlich auf ihre territorialen Ansprüche bedacht und scheuchen immer mal wieder die anderen, eine nur rote Blesse, über das Wasser. Ein paar Chiloe Wigeons (*Anas sibilatrix*), recht farbenprächtige Enten, geistern hier auch noch herum. Flamingos sind heute nicht zu entdecken. Die Lagune geht in einen kleinen Bachlauf über, der nach wenigen hundert Metern in einer Quellmulde endet. Das ganze anschließende Tal besitzt keine offenen Wasserläufe mehr. Nur die dichte Vegetation und sporadische Häufungen von Binsenbulten weisen darauf hin, daß es im Untergrund Wasser geben muß. Wir durchstreifen diese Niederung und deren steinige Hänge und suchen mit mäßigem Erfolg nach Spuren der „blühenden Wüste“. Immerhin, ein paar blühende Spezies machen wir schon aus, nur passen unsere kleinen Helferlein, die Bestimmungsbücher, und wir müssen hin und wieder spekulieren und vermuten, was wir da vor uns haben. Dennoch ist es hier belebter als man annehmen könnte. Wir machen drei Guanacos aus, die allerdings sehr wachsam sind und schon frühzeitig Alarm schlagen, als wir noch mehrere Hundert Meter entfernt sind. Auch stoßen wir auf zahlreiche Spuren. Eine fasziniert uns ganz besonders: ein rundlicher Tatzenabdruck, allerdings von erheblicher Größe. Für einen Hund sind die Abdrücke zu rund, für eine Katze zu groß. Ein Puma? Wir sind mit unseren Spekulationen noch gar nicht am Ende angelangt, da stutzen wir beide. Haben wir dasselbe gehört?

Puma´s Tatze?

„Mir war so, als ob ich ein Geräusch gehört hätte. Wie ein Brüllen."
„Mir schien es auch so."
Mit einem Mal sind wir sehr vorsichtig in unserem Vorwärtsdrang. Sollte wirklich ein Puma in der Nähe sein? Wäre ja der Brüller, wenn wir ihn zu Gesicht bekämen. Auf angemessene Distanz, wenn´s recht ist. Wir streben vorsichtig hügelaufwärts, um eine bessere Übersicht zu bekommen, doch ein Puma läßt sich leider (oder Gott sei Dank) nicht blicken. So bleibt es bei unseren Phantasien und den Spuren.
Nach drei Stunden streben wir wieder zurück zum Dorf. Unser Wasservorrat ist ausgetrunken, und die Sonne macht müde. Vielleicht sollten wir einen der Lkw-Fahrer anhalten, die hier regelmäßig einer Piste folgen und uns immer so freundlich-fröhlich zuwinken. Nur gerade jetzt kommt keiner mehr vorbei. Kein Wunder, die *siesta* hat längst begonnen.

Quebrada bei *Carrizal Bajo*
ganz schön grün!

Wieder an Bord stellen wir erfreut fest, daß der Wind heute wahrlich moderater weht als gestern. Schnell noch den Sonnenschein für eine Cockpitdusche genutzt.
„Anke, da stehen plötzlich ganz viele Männer mit Ferngläsern!"
Hat leider nicht funktioniert. Anke glaubt mir mal wieder kein Wort. Dafür backt sie anschließend einen leckeren Apfelkuchen, während ich die gestrigen Schneckenreste in eine Pasta-Sauce umfunktioniere, *a la pescadores* gewissermaßen.

Zufällig fällt abends mein Blick auf die Weltkarte, die wir an der Wand unserer zweiten Doppelkoje aufgehängt haben. 87 x 51 cm, Maßstab 1 : 50.000.000. Kaum zu glauben, Datteln, meine Heimatstadt (ca. 35.000 Einwohner) hat keinen Kringel, auch unsere Kreisstadt nicht, Hannover hat einen, und Victoria in Brasilien auch, immerhin eine Millionenstadt. Aber dieses Fünfzig- oder Hundert-Seelen-Kaff *Carrizal Bajo* hat ebenfalls einen Kringel und ist namentlich auf dieser Weltkarte vermerkt. Daß die Existenz dieses „Kaffs" überhaupt jenseits des lokalen Umkreises bekannt ist, müßte ja schon höchst unwahrscheinlich sein. Was es nicht alles so gibt.

04.08. – 05.08.07
Puerto Carrizal Bajo – Caleta Pan de Azúcar
132,6 sm (16.108,4 sm)
Wind: W 1-2, SSW – SE 2-5, S 2-3
Liegeplatz: vor Anker

922. (Sa. 04.08.07) Endlich mal ein guter Wetterbericht und ein Wetter, das sich daran hält. Segeln bei strahlendem Sonnenschein und einer angenehmen Backstagsbrise durch eine angenehm ruhige See. Zum ersten Mal seit einer Ewigkeit wieder unter Genua und Groß. Rechter Hand zieht die wüstenhafte Kulisse der Atacama-Provinz vorbei. Die stets abgerundete Berge werden weniger oder treten zunehmend in den dunstigen Hintergrund zurück. Auf und in dem Meer ist nicht viel los. Kein Fisch beißt an, und nur wenige Vögel lassen sich blicken. Aber erstmals begegnen wir dem ziemlich kleinen Peruvian Diving-Petrels (*Pelecanoides garnotii*) und einem der größten Albatrosse überhaupt, dem Northern Royal Albatros (*Diomedea sanfordi*). Bezüglich letzterem sind sich unsere Fachbücher nicht einig. Einige fassen den nördlichen und den südlichen Königs-Albatros als eine Art auf, die anderen unterscheiden diese beiden Arten. Wie dem auch sei, nicht anders als der Wander-Albatros kann der Nördliche Königs-Albatros bis zu 350 cm Spannweite haben. Entsprechend gigantisch ist das Flugbild dieser Vögel.

Genuawind

Gegen Abend frischt der Wind auf und wir wechseln die Genua gegen die große Fock und später

stecken wir sogar ein Reff ins Groß. Und gewissermaßen in Vorbereitung des Abendessens machen wir den Ofen an. Wie tief kann man eigentlich sinken? Segeln mit Ofen! Das Ende vom Lied: mir ist schließlich so warm in meiner Koje, daß ich nicht schlafen kann. Die Wärmflasche (auch das noch!) landet zur Wärmekonservierung für Anke im Schlafsack, und ich reiße zur Kühlung meines übertemperierten Körpers sogar die Luke auf.

Northern Royal Albatros
(Diomedea sanfordi)

923. (So. 05.08.07) Mitten in der Nacht rumpelt es an Deck. Wie soll man da seinen Schlaf finden. Das Boot lief doch gerade so suutsche. Irgendwas fährt mit einem schabenden Geräusch über die Reling. Anke wird doch nicht allein auf dem Vordeck mit dem Spibaum hantieren? Raus aus der Koje. Im Nachthemd klettere ich ins Cockpit und schaue, was sie da treibt. Der Spibaum ist noch an seinem Platz, aber die Fock ist unten. Anke bändselt sie gerade an die Reling. Ihr war es zu suutsche, und außerdem hätte das Segel bei dem Geschaukel so geschlagen. Sie fordert Diesel-Unterstützung. Also Motor an. Eine halbe Stunde später, mittlerweile recht tiefgekühlt, kann ich wieder in die warme Koje kriechen.

Der Morgen ist reichlich grau. Nicht ein blauer Fleck ziert den Himmel und die Konturen des südamerikanischen Kontinents sind nur zu ahnen. Dank des noch immer bullernden Ofens ist mir auf meiner letzten Wache allerdings alles andere als kalt. Als Anke um halb neun aufsteht warte ich nur noch den Wetterbericht und die Funk-Runde mit Wolfgang ab, trinke noch schnell eine Tasse Kaffe, dann haue ich mich noch mal aufs Ohr. In der Nacht habe ich leider kaum geschlafen.

Um halb zwölf laufen wir in die eine knappe halbe Meile breite Passage zwischen der Insel *Pan de Azúcar* und dem Festland ein. Das sogenannte falsche *Cabo Pan de Azúcar* liegt gerade etwas an steuerbord achteraus. Wir halten angestrengt Ausschau nach Humboldt-Pinguinen (*Spheniscus humboldti*), können an den Festlandsstränden aber keinen einzigen Frackträger entdecken. Stattdessen ein paar Häuschen und einige verstreute Menschen. Zwei Tiere tauchen dann zwar in unserer Nähe auf, aber sie tauchen genauso schnell wieder ab. Sie sind deutlich scheuer als die Magellan-Pinguine. Wenigstens am Himmel zeigen sich neue Gestalten. Uns sind schon mehrfach bräunliche Seeschwalben aufgefallen, die stets auf dem Flug von Nord nach Süd zu sein schienen. Mit Hilfe eines zwar unscharfen, aber verwertbaren Fotos kommen wir dann ihrem Geheimnis auf die Spur: es sind Inca Terns (*Larosterna inca*). Daneben machen noch Peruvian Diving-Petrels (*Pelecanoides garnoti*) wilde Flüge zwischen den Wellen.

Jenseits der Passage steuern wir nach rechts, um eine felsige Huk, und finden dann einen guten Ankerplatz vor einem weiten Sandstrand, recht gut geschützt vor Wind und vor allem der Dünung des Pazifik. Nach kurzer Mittagspause klatscht das Dingi ins Wasser und wir tuckern zur kleinen Häuseransammlung in der äußersten Westecke des Strandes. Hier ist das Anlanden wegen geringerer Brandung einfacher. Klappt auch ganz gut, was uns sehr freut, denn direkt neben der Landestelle gibt es ein kleines, einfaches Restaurant, daß seltsamerweise voll besetzt ist, und dessen Gäste an unserem Manöver lebhaften Anteil nehmen. In der Sonne vor dem Restaurant hängt auch ein fangfrischer Congrio rosado (*Genypterus chileno*). Ich frage sogleich nach, ob das Restaurant auch am Abend geöffnet habe. *Claro, todo el dia.* Wunderbar, der Abend ist geregelt. Wie sich nachher herausstellt war das mal wieder ein typischer Fall von boshafter Antäuschung. Radio Eriwan läßt grüßen: Das Restaurant ist den

Landestelle im Nationalpark *Pan de Azúcar*
Foto: Anke Preiß

ganzen Tag geöffnet, im Prinzip ja, wenn es nicht gerade geschlossen ist. Oder Sonntag abend ist, oder, oder ... Als wir später einkehren wollen, stehen wir natürlich prompt vor geschlossenen Türen.

Im Moment haben wir anderes im Sinn. Uns interessieren die Pinguine und der Nationalpark. Wir streben daher schnell dem CONAF-Häuschen zu. Dort finden wir ein im Aufbau begriffenes *Cactarium* und einen netten Angestellten, mit dem wir sogleich ins Gespräch kommen. Er erklärt uns, daß die Humboldt-Pinguine das ganze Jahr hier zu finden sind. Sie halten sich allerdings vorwiegend auf der Insel auf, da sie recht scheu und vor dem Touristenrummel an den Stränden zurückgewichen sind. Auf der Insel findet man sie gut am frühen Morgen, bevor sie sich in der Dämmerung auf ins Naß machen, um sich ihren Futteranteil zu holen. Gegen fünf am Nachmittag kehren sie dann zurück. Wir könnten uns von Fischern zu den Pinguinen bringen lassen. Das Problem ist, daß die Fischer häufig zu dicht an die Tiere heranfahren und sie so nachhaltig stören. Man denkt über verschiedene Maßnahmen nach, um den Touristenstrom zu kanalisieren und die zu dichte Annäherung zu unterbinden, und eigentlich bräuchte man dazu eine Studie. Ein Job für uns! Insgesamt sind die Bestände deutlich zurückgegangen. Einer der Gründe ist die Überfischung der Anchovi-Bestände. Wir erfahren auch, daß regelmäßig Blauwale hier vorbeiziehen. Das bestärkt uns in der Annahme, daß der an sich schon charakteristische Blas, den wir vor der *Isla Damas* gesehen haben, von Blauwalen stammte.

Trauriger Wüstenpinguin

Als Alternative beschreibt er uns eine Wanderung durch die nähere Umgebung des Nationalparks, die wir dann auch zügig antreten, denn bis Sonnenuntergang fehlen nur noch drei Stunden. Die Wanderung entpuppt sich als wirklich guter Tip. Wir starten in einer *Quebrada*. Genauer, in der einzigen *Quebrada*, die es hier gibt. Eine *Quebrada* ist ein Tal, eine Senke, in diesem Fall nichts anderes als ein ausgetrocknetes Flußtal. Wie ein Wadi in der Sahara. Dieses vielleicht 10, vielleicht15 Meter in das umgebende Terrain eingeschnittene Tal besteht vorwiegend aus Schwemmsandflächen, die hier und da mäanderartige Strukturen aufweisen. In der Mitte der *Quebrada* hat man die Straße, die zum Ort führt, angelegt: ein leicht erhöhtes Sandbett zusammengeschoben, beidseitig Mulden modelliert und die Oberfläche der Fahrbahn durch eine dünn aufgetragene Schicht recht flüssigen Asphalts fixiert. Das es hier durchaus mal stärkere Niederschläge und dann auch starken Abfluß gibt, zeigen die buhnenartigen Verbauungen, die die Straße begleiten. An der Abbruchkante vom umgebenden Gelände kann man wunderbar die Beschaffenheit des umgebenden Bodens ablesen. Eine mächtige Schwemmschicht von Sand, Muschelbruchstücken und darin eingebettet zahllose intakte Muschelschalen. Wir erklimmen eine Abbruchkante mittels eines Guanaco-Pfades und befinden uns unversehens inmitten eines weitreichenden Areals voller Kakteen. Darunter viele kleine, knubblige, die mehr oder weniger solitär stehen, vereinzelte kandelaberartig wachsende und an bestimmten Stellen gehäuft kompakte Kolonien runder oder ovaler Kakteen. Interessant ist, daß man an der Wuchsrichtung der Knubbel Norden ablesen kann. Sie richten sich schön einheitlich nach dem Zenit der Sonne aus. Laubtragende Pflanzen scheint es zwar auch zu geben, aber die verstreuten trockenen Geäste sehen momentan doch recht leblos aus. Jenseits dieser Ebene erklimmen wir einen langgestreckten Hügelrücken, der allmählich in den die Bucht nach Norden begrenzenden Berg übergeht. Mit zunehmender Höhe werden die Ausblicke in die Umgebung immer

Der Nationalpark ist berühmt für seinen Kakteenbestand.
Oben: vermutlich eine *Copiapoa cinerascens*
Unten: *Copiapoa cinerea ssp. columna alba* - da ist Norden!

beeindruckender. Die benachbarten Hügel und Anhöhen zeigen selbst unter der heutigen Bewölkung ein kraftvolles Farbenspiel. Brauntöne beherrschen die Kuppen, dann folgen steile, häufig gekerbte, kräftig lehmig gelbe Partien, die in rostrote Schutthänge übergehen. Die flacheren Schwemmflächen zwischen den Bergen und Hügeln werden vor allem von hellen Ocker- und Sandtönen bestimmt. Und auch hier gibt es überall Kakteen, Kakteen, Kakteen. Sollte auch nicht anders sein, denn der Nationalpark ist bekannt wegen seines außergewöhnlichen Kakteenreichtums. Über verschiedene Guanaco-Steige, die Wanderwege verlieren sich immer wieder oder führen in uns nicht genehme Richtungen, erreichen wir schließlich den Kamm, der uns den Blick auf „unsere“ Bucht frei gibt. Hier sitzen wir und genießen die Aussicht auf Bucht, die drei Zuckerhüte (Insel, den echten und den falschen) und das silbergrau ruhende Meer, auf das die durch Wolkenlücken dringende Sonne gleißende Flächen und Flecken zaubert.

In den Hügeln des Nationalparks

Der Abstieg, vorbei an einem sehr hübsch angelegten Campingplatz, der sogar ein paar Gäste beherbergt, geht dann dank besserer Übersicht von oben flott von statten und endet nur mit der besagten enttäuschenden Erkenntnis: das Restaurant ist geschlossen. Bringen das Dingi dann trotz heftigerer Wellen ohne Katastrophen zurück ins nasse Element und ziehen uns in unsere Privatkneipe zurück.

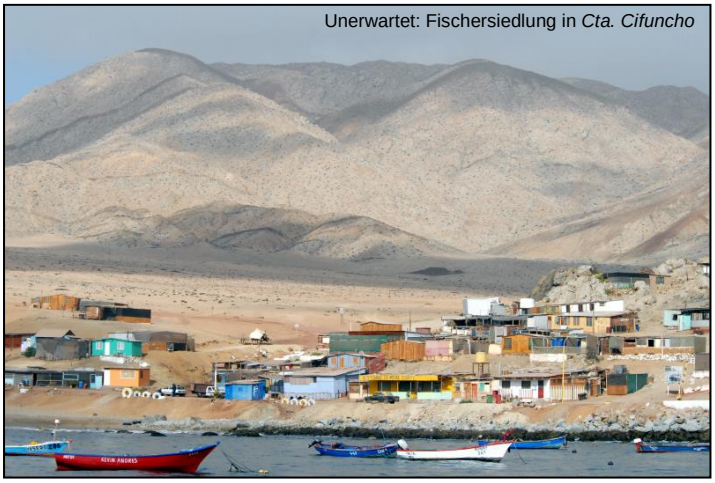
06.08.07
Caleta Pan de Azúcar – Caleta Cifuncho
39,3 sm (16.147,7 sm)
Wind: SW 3, S 5-8, NNW 2
Liegeplatz: vor Anker

924. (Mo. 06.08.07) Bin natürlich selber dran schuld. Mußte ja unbedingt selber steuern wollen, statt Onkel Heinrich die Arbeit machen zu lassen. Jetzt stehe ich am Steuerrad und kann zusehen, wie Anke kalt lächelnd den Apfelkuchen mit Sahne vor meiner Nase weg ißt. Auf meinen früheren Chartertörns hieß es stets: „D*er Mann am Rohr geht vor!“* Aber alte Seglertraditionen zählen heute ja eh nicht mehr. Der heutige Tag ist wieder sonnig schön. Anfangs wunderbarer Genuawind, aber wie üblich frischt es am Nachmittag wieder auf. Statt der prognostizierten 15 bis 25 Knoten natürlich wieder ein bißchen mehr, bis es schließlich 30 bis 35 und in Böen auch schon mal 40 kn sind. Wenn man unter solchen Bedingungen selber steuert erkennt man erst, welche Arbeit Onkel Heinrich Tag für Tag zu leisten hat, und wie undankbar es ist, sich über ihn zu beklagen, wenn er es mal nicht so gut hinbekommt. Martin betrachtet die Steuerei nun einfach als Sport und hat seinen Spaß daran.

Links: Wüste und Meer. Im Hintergrund der rundliche *Pan de Azúcar* und die *Isla Pan de Azúcar.*
Unten: Noch können wir den Wind genießen!

Foto: Anke Preiß

Die Küste südlich von *Caleta Pan de Azúcar* ist eine gewaltige Steilküste. Die Küstengebirge sind bis ans Meer herangerückt und fallen dort steil ab. Nach unseren Seekarten, setzt sich dies auch unter Wasser


Unerwartet: Fischersiedlung in *Cta. Cifuncho*

Wollt ihr Fisch?

fort. Nur wenige Meilen jenseits der Küste ist bereits die 1.000-Meter Tiefenlinie überschritten. Vegetation läßt sich kaum noch erkennen. Nun haben wir wahrhaft die Wüste erreicht. Nach etwa 28 Meilen haben wir den Punkt erreicht, an dem wir sicher um einen unterseeischen Gipfel – nur 16 m Wassertiefe – vorbei sind und setzen Kurs ab auf die *Bahia Lavata*. Wir wollten dieses Flach vermeiden. Man weiß nie, wie sich beim herrschenden Wind und dem ruppigen Seegang die Verhältnisse an einer solchen Stelle verschlechtern. Dennoch genießen wir die Fahrt. Da wir uns nun fast im rechten Winkel der Küste nähern, entwickelt sich die Phalanx der Steilhänge zu einem phantastischen Bild hintereinander gestaffelter Konturen. Leider denkt in den entscheidenden Momenten keiner von uns ans Fotografieren, da wir gerade jetzt, es frischt halt weiter auf, die Fock wegnehmen. Anke war zwar erst nicht überzeugt, aber es war schon gut so. Wenige Augenblicke, nachdem das Segel unten ist, dicht unter der Küste, wird der Wind noch einmal verstärkt. Typischer Kap-Effekt. Freundlicherweise raumt der Wind dabei, so daß es kein Problem ist, den Kurs zu der in der *Bahia Lavata* versteckten *Caleta Cifuncho* nur unter Groß zu segeln. Der Ankerplatz wird von einem kleinen, aber markanten Berg gekennzeichnet. In seinem Leeschutz finden wir endlich ruhige Bedingungen, und zu unserer großen Überraschung eine kleine Fischersiedlung mit den obligatorischen Fischerbooten. Der beste Ankerplatz ist dadurch leider auch belegt. 21 offene Fischerboote zählen wir an den Moorings. Aber was soll´s, für die Leute ist es ja ihre Existenz, wir segeln zum Vergnügen. Vom nagelneuen Anleger winkt man uns zu, dort längsseits zu kommen. Wir lassen das aber schnell bleiben, als wir beim ersten Annäherungsversuch beinahe in eine der zahllos herumgeisternden Mooringleinen geraten. Geht gerade noch gut. Legen uns recht dicht neben den Fischerbooten vor Anker, um dem herrschenden Schwell so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen. Der kommt nicht nur von der Seeseite, nein, der steile Strand reflektiert die Wellen und wirft den Schwell noch mal zurück.
Wir sind noch gar nicht lange angekommen. da rudern ein paar Fischer, die vor dem Strand gerade ein Netz ausgelegt haben, auf uns zu. Sie sind ein bißchen neugierig und versprechen, uns morgen Fisch zu bringen.

925. (Di. 07.08.07) Die morgendliche Wetterprognose ist mal wieder ätzend. Eigentlich sollten hier schwache Winde vorherrschen, doch die Armada behauptet mal wieder anderes. Da sie meistens noch untertrieben hat, bleiben wir. Die *Bahia Lavata* bietet ja auch Wüstenlandschaft vom Feinsten, da fällt der Entschluß nicht schwer. Überhaupt sind wir zufrieden mit der Entwicklung unserer Tour. Hatten wir ursprünglich vor, mit vielleicht zwei Stops nach *Antofagasta* durchzugehen, so entdecken wir nun die Reize der chilenischen Küste. Es wäre viel zu schade, daran in fünfzig oder mehr Meilen Distanz vorbeizusegeln und nicht einmal zu wissen, was man verpaßt. So dauert es auch nicht lange, und wir rudern (!) mit dem Dingi zum Anleger. Körperertüchtigung muß sein, sonst schlafft der Segler ab. Hilfreiche Fischerhände nehmen uns die Leinen ab. Die Siedlung besteht aus einfach und verwegen zusammengezimmerten Hütten

Junge Band-tailed Gull (*Larus belcherii*)

und ein paar ansprechend gestalteten Gebäuden für die Fischereigenossenschaft, Teil eines staatlichen Investitionsprogramms zur Wirtschaftsförderung in den abgelegenen Regionen. Die Fischer sind ganz freundlich und erkundigen sich, wie denn das Wetter und das Segeln auf dem Meer so war, und wie wir bei dem Schwell geschlafen haben.

Unser Weg führt uns vorbei an dem Fußballplatz, den gibt es wirklich und sogar doppelt, ein Trainingsplatz und ein größerer Platz mit den normgerechten Ausmaßen. Natürlich in einfachster Ausführung und mit Muschelsandbelag. Kurz dahinter wenden wir uns nach Westen und beginnen mit dem Aufstieg auf den Berg, der die *Caleta Cifuncho* so gut schützt. Mangels Pfade und Wege ist es kein leichtes Unterfangen. Wir versuchen in den Schuttrinnen aufzusteigen, da der ganze Schutt meist fester verkeilt ist und einfacher zu begehen als das ganze lose Material. Sind ganz überrascht, daß der Berg nicht, besser nicht nur aus Sandstein und Sediment besteht, sondern einen Granitkern zu besitzen scheint. Irgendwann bleibt Anke wegen des beschwerlichen Aufstiegs sitzen, ich will aber wenigstens noch bis zu der Formation aufsteigen, die wie ein Sattel wirkt. Gute Entscheidung, denn damit hat man die runde Kuppe des Berges erreicht. Oben läßt es sich bequem laufen, und man hat herrliche Ausblicke in alle Richtungen. Im Osten ein atemberaubendes Wüstenpanorama, Im Norden die Bucht und dahinter endlose Küstengebirge, im Süden felsige Ufer und im Westen, ja im Westen ruht der endlose Pazifik im eigenen Dunst, und wenn man ganz genau hineinsieht meint man, einen verschwommenen Schatten zu sehen. Die Osterinsel? Hier oben finden sich mehr Fußspuren als erwartet, Steinsetzungen anderer Gipfelstürmer und – kaum zu glauben – ein einfaches Gipfelkreuz. Es scheint noch nicht alt, ist aber umgestürzt. Sofort mache ich mich ans Werk, es wieder aufzustellen. Wie auch anders, denn was wäre ein Gipfelfoto ohne Gipfelkreuz?
Dann eile ich zurück, da ich entdeckt habe, daß ich das Trinkwasser im Rucksack trage, Anke also dursten muß. Beim Abstieg entdecke ich einen besseren Aufstieg. Von oben sieht ja bekanntlich alles einfacher aus. Das hat dann zur Folge, daß Anke nun auch noch auf den Gipfel will. Also noch mal hoch. Training für die dünnen Seglerbeine.
Immer noch finden sich vereinzelte niedrige Büsche und Kakteen. Die Küste ermöglicht Leben, das nur wenige Kilometer weiter landeinwärts nicht mehr existieren kann.

Wüste

Gipfelstürmer

Wieder am Boot genießen wir den sonnigen Nachmittag und machen uns dann an die Bereitung unserer zwei *Cojinoba del Norte*, bei uns dem einen oder anderen als Blue Warehoe (*Seriolella brama*) bekannt. Ein hübscher Fisch mit dunkelblauem bis grünen Rücken und weißlichem Bauch, der Kopf braun bis purpurfarben, hinter den Kiemen ein dunkler Fleck. Besonders seine langen, thunfischartigen Brustflossen fallen auf. Wir dünsten sie mit Gemüse im Bratschlauch, den wir noch in unseren Beständen entdeckt haben. Sein Fleisch ist von mildem Geschmack, fettarm, aber unerwartet fest. Wie wir dazu gekommen sind? Unsere Fischer von gestern Abend haben Wort gehalten und heute morgen ihre Fische vorbeigebracht. Sollten 4 Dollar kosten, aber nachher haben wir stattdessen 4 Euro gegeben, als Erinnerung gewissermaßen, denn umtauschen können sie es nicht. Sie haben noch nie Euro-Münzen gesehen.

Cojinoba del Norte

Wein im Bratschlauch vergessen?
Hier die Lösung!

08.08.07
Caleta Cifuncho – Puerto Taltal
24,2 sm (16.171,9 sm)
Wind: N 1-2, W 2-3
Liegeplatz: vor Anker

926. (Mi. 08.08.07) Heute ist es bei weitem nicht so klar wie in den beiden letzten Tagen. Die vorgestern wahrhaft beeindruckende Küstenkulisse, scheint heute nur ein matter Abklatsch und verschwindet im Dunst. Aber es fällt dennoch auf, daß die meisten Berge rund um die Bucht mit vertikalen schwarzen Gesteinsstreifen durchsetzt sind. Der Dunst verhindert gute Fotos. Vielleicht sollte ich mal wieder den Skizzenblock herausholen.

Kein Wind. Wir motoren. Um uns herum eine Menge Seevögel. Im Wasser immer wieder Seebärengruppen, die uns neugierig beäugen, wenn wir sie passieren.

In der Bucht von *Taltal* bietet sich ein atemberaubendes Bild: das große Jagen! Südamerikanische Seebären, Peruvian Boobies, Peruvian Pelicans und einige Möwen und jede Menge Inca Terns haben sich zum großen Fressen zusammengetan. Die einen treiben die Fischschwärme aus der Tiefe an die Oberfläche, und dort stürzen sich nun alle anderen mit auf die willkommene Mahlzeit. Die Lufthoheit ist allerdings klar in den Händen der Boobies. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie merkwürdig einfältig sie sich Ruheplätze an Bord aussuchen, meist besonders wackelige und unsichere Sitzgelegenheiten, zweifelt man ja an ihrer Intelligenz. Hat man allerdings das Vergnügen ihnen bei der Jagd zuzusehen, ist man schwer beeindruckt. Sie kreisen in kleinen Gruppen oder auch in großen Schwärmen über der See und halten Ausschau nach ihrer Beute. Wobei sie sich teilweise in erstaunlichen Höhen aufhalten. Und dann, plötzlich, ein Schwenk und sie stürzen sich in die Tiefe, anfangs noch mit den ausgebreiteten Schwingen steuernd, aber wenig später legen sie diese an und stürzen sich wahrhaft lebenden Pfeilen gleich ins Wasser. Bereits in *Coquimbo* haben wir fasziniert zugeschaut, wie sie ihre Jagdtechnik demonstrieren. Aber da waren es einzelne Tiere. Hier sind es Gruppen

Südamerikanische Seebären

Boobies im Sturzflug

von fünf, zehn Tieren, die zugleich ins Wasser stürzen. Und als die Jagd ihren Höhepunkt erreicht, sind es rings um uns Schwärme von 50 und mehr Tieren. Und alle stürzen fast zeitgleich hinab. Ein phantastisches Bild. Erst sieht man ihre Silhouetten mit ausgebreiteten Flügeln, die sich dann schlagartig zu einem Pfeil reduzieren, und dann spritzt das Wasser auf, als wären die Geschosse eines Raketenwerfers eingeschlagen. Kurz danach poppen alle wie die Korken wieder an die Oberfläche. Wir stoppen das Boot und genießen erst einmal das sich uns bietende Schauspiel. Aber irgendwann müssen wir ja zu Potte kommen. Also losreißen und einen Ankerplatz nahe der vielen Fischerboote suchen.

Peruvian Booby

Die heutige Etappe war nicht lang. So machen wir uns auch bald auf zur kleinen Anlegebrücke. Er ist nicht so gebaut, daß man das Dingi dort dauerhaft liegen lassen könnte. Stattdessen vertäuen wir es an einer Mooring und der „Shuttleservice“ der Fischer rudert uns zum Anleger. Hier stellen wir erstaunt fest, daß wir die Jagzüge der Boobies, Pelikane und Inka-Terns vom Anleger aus viel besser und aus nächster Nähe beobachten können.

Inca Tern

Doch unser erster Weg führt uns zur Armada. Hier hat man mal wieder um unser Erscheinen gebeten. Die Behördenvertreter sind allerdings nett, hilfsbereit und unkompliziert. Nur haben sie hier eine neue Finesse erfunden. Für unsere Weiterreise nach *Antofagasta*, ein navigatorisch außerordentlich anspruchsvolles Seestück, nämlich 115 Meilen immer an der Küste entlang, wollen sie eine Routenbeschreibung mit Angabe von vier bis fünf Wegpunkten nach geographischer Länge und Breite. Es ist nicht zu fassen! Vor kurzem erst hatten wir gehört, daß man die Modalitäten Yachten gegenüber vereinfacht hätte. Ha, ha, es lebe die Bürokratie.

Das kleine *Taltal* an der Wüstenküste überrascht mit grünen Parks und schattigen Plätzen

Taltal entpuppt sich als wahrlich nettes Städtchen. Die Bürgerschaft dieses Wüstenortes legt sichtbar großen Wert auf grüne, schattige Parks und Plätze. Sie sind ausnehmend gut gepflegt, die Vegetation wird gut gewässert und grün und blüht, daß es eine Freude ist. Vor dem Hintergrund der vegetationslose Berge ein äußerst wohltuender Kontrast.

An einem der Parks besuchen wir denn auch einen kleinen Kiosk. Wird von einer Chilenin mit brasilianischem Gatten betrieben. Sie stammt aus dem kalten Süden, aber dort können sie nicht leben, da ihm als Brasilianer dort natürlich zu kalt ist. Doch heuer klagt er, wer könnte ihm das verdenken, auch über die hiesige Kälte! Da kann er allerdings froh sein, daß die beiden nicht weiter im Süden, in *Santiago* oder *Villarica* leben. Der extrem kalte Winter dieses Jahres führt dort zu zunehmenden Problemen. In der vergangenen Nacht hat es viel Schneefälle gegeben, auf die das Land nicht vorbereitet ist. Vor allem die Landwirtschaft ist hart betroffen. Niederschläge, also Wasser brauchte man. Aber die Kälte und der Schnee sind ein arges Problem. Die Häuser der meisten Menschen sind dafür nicht konstruiert. Sie verfügen über keinerlei Isolierung. Auch sind sie meist nicht mit Heizungen oder Öfen ausgestattet. Vorräte für das Vieh wurden von den meisten Landwirten nicht bereitgehalten. Jetzt wird Heu und Viehfutter knapp und teuer. Manche Kulturen werden durch den Frost zerstört. Mittlerweile beziffert man die Schäden für die Landwirtschaft auf 200 Millionen US-$. Hört man allerdings die Fernsehnachrichten im Lande, muß man sich an den Kopf fassen. Da wird in epischer Breite über einen auf dem Schnee verunfallten Autofahrer berichtet. Oder über einen durch den Schnee (?) umgeworfenen Baum, der fast auf ein Haus gefallen ist. Die reinsten Seifenopern. Andere Länder andere Sitten.

Aber zurück zum Kiosk. Dort gibt es Fruchtsäfte und Fruchtsalate. Also keine Hemmungen und hinein mit den Vitaminbomben. Fühle mich nach meinem Fruchtsalat mit Eis – superlecker – so fit und stark, daß ich den beiden spontan helfe, ihre beiden Hoftore in die neu montierten Angeln zu heben. Unsere Obsttante erklärt uns dann auch, daß der beste Fisch, den man in *Taltal* essen kann aus *Cifuncho* kommt. Sieh mal einer an. Da paßt es gut, zu erwähnen, daß wir einem Aushang bei der Armada entnehmen konnten, daß die gestern genossenen *Cojinobas* noch bis Ende des Monats einem Fangverbot unterliegen. Au weia. Wie schon der Naturschützer der CONAF am *Pan de Azúcar* betonte: die Fischer sind sehr schwer in

Der Vogel schlechthin

Akrobat schööön!

den Griff zu bekommen. Können wir auch bestätigen, nicht nur, daß sie dazu neigen, die Schonzeiten zu ignorieren, nein, hier wird auch unüberhörbar mit Dynamit gefischt. Kein Wunder, denn die zahlreichen Minenbetriebe der Region machen es sicher einfach, daß mal hier und da eine Stange Explosivstoff abfällt.

927. (Do. 09.08.07) Erneut ein Tag mit suspekter Wetterprognose. Anke tendiert für fahren, ich lieber für bleiben, genießen und morgen angenehmer reisen. Den Ausschlag geben letztlich andere Beweggründe. Ankes Vater hatte vor ein paar von der Wertpapierkrise im Zusammenhang mit den amerikanischen ABS-Fonds gemailt. Von See aus kann man da eh nicht viel machen und muß gelassen der Dinge harren, die da kommen, aber da es in *Taltal* ja tatsächlich Internet-Cafés gibt, könnten wir ja doch mal nachschauen, ob wir noch liquide sind und uns im Zweifel kümmern. Und wenn das Wetter schon suspekt ist, nun haben wir ein zweites Argument, wir bleiben. Unsere Recherche ergibt dann das erschütternde Ergebnis, daß meine aktuellen Kursverluste, die man vielleicht auf besagte Krise verbuchen kann, sich im Rahmen von 25 Euro bewegen. Da lehnen wir uns mal behutsam zurück und warten ab.

Immerhin:
einen Fisch erwischt!

Nach einer Zwischenmahlzeit, leckere Empanadas in einem einfachen Restaurant, stolpern wir überraschend über das, was wir gestern nicht gefunden haben: einen kleinen, aber gut sortierten Gemüse- und Obstladen. Spontan stocken wir unsere Vorräte auf. Dann geht es wieder zurück an unsern Steg, denn die Flugvorführungen der heimischen Vogelwelt lechzen geradezu nach einer Fotosession.

Fischen garantiert ohne Dynamit

Am Anleger putzen Fischer und Angler ihre Fänge, und da die Abfälle bei der Vogelmeute begehrt sind, toben sie hier auch entsprechend herum. Außerdem halten sich im Schatten des Anlegers ungeheure Menge kleiner Fischlein auf, auch sie begehrte Beute. Haben uns die Boobies mit ihren geschoßartigen Sturzflügen begeistert, so sind es hier die Pelikane. Im Vergleich zu den karibischen Vettern sind die hiesigen Vertreter ihrer Gattung deutlich größer. Sie erreichen eine Flügelspannweite von knapp 230 cm, was ihnen mit ihrem kräftigen Körper und dem im Flug nach hinten gelegten Hals und dem langen Schnabel ein eigenwilliges, saurierähnliches Aussehen verleiht. Dabei fliegen sie in einer gelassenen Eleganz, die jeden Albatros in den Schatten stellt. Auch sie zieren sich dabei nicht und machen, meist eingeleitet durch ein verwegenes Abkippen über einen Flügel, ebenfalls eindrucksvolle Sturzflüge in leichter Rückenlage. Wenn sie wieder auftauchen ist ihr Kehlsack weit aufgebläht. Indem sie ihn gegen die Brust drücken, wird das enthaltene Wasser vorsichtig ausgeleert und die verbliebenen Fischlein wandern anschließend in den Schlund. Die Inca Terns fischen zwar auch selbst, aber viel lieber warten sie darauf, daß ein Seebär mit Fang auftaucht. Auf diesen stürzen sie sich und versuchen, ihm durch Angriffe auf seine Nase den Fisch abzuluchsen. Die Seebären haben allerdings auch mal unter Pelikanattacken zu leiden. Aber die Welt ist gerecht. So prügeln sich die Terns auch untereinander, und die Möwen versuchen bei den Terns ihr Glück.

Bei unseren Streifzügen durch *Taltal* stießen wir in einem leider verschlossenen Eisenbahnwaggon auf eine Fotosammlung aus alten Tagen. So gut wir konnten lugten wir durch die Fenster auf die leider unzugänglichen Exponate. Erstaunt stellen wir fest, daß dieser unscheinbare Ort auf eine immerhin 149-jährige Geschichte zurückblickt. Offiziell wurde er 1858 gegründet. Er war demnach einer der vielen Salpeter-Häfen an der chilenischen Küste. Auf alten Fotos sieht man denn auch etliche Clipper in der Bucht liegen.

10.08. – 11.08.07
Puerto Taltal – Antofagasta, Club de Yates
112,9 sm (16.284,8 sm)
Wind: N 1, W 3-2, NW 2-1
Liegeplatz: an Steg in Marina
Gebühren: 10 US-$/Tag, 3 Tage frei

928. (Fr. 10.08.07) In der Dienststelle der Armada, wir brauchen ja unser *zarpe*, unser Reisepapier, kann Anke sich nicht verkneifen, die nächtlichen Dynamitexplosionen zu erwähnen. Heute Morgen um halb sieben hat es zehnmal gerummst. Sieben mal relativ nah, dreimal recht weit entfernt. Gestern hatten wir 3 fernere Explosionen gehört. Heute ist Freitag, da steigt der Fischbedarf wegen der Wochenendausflügler, also wird mehr gezündelt. Der diensthabende Offizier spricht richtig griffig darauf an. *¡Es prohibido!* Das ist verboten! Er will gleich mit seinem Standortkommandanten sprechen. Wir wollen ja den Fischern das Leben nicht schwerer machen, aber mit der Dynamitfischerei berauben sie sich langfristig ihrer eigenen Grundlage.

Ob wir heute mal Anglerglück haben? Auf der Fahrt von *Cifuncho* nach *Taltal* hatte ich mal wieder die Angel rausgehängt. Also einen Köder natürlich. Aber kein Schwein biß an. Anke erinnerte mich dann an die Fischreste vom Vortag. Gute Idee. Der Einfachheit halber habe ich dann einen der Fischschwänze einfach auf den Drilling des Gummi-Squids gehakt. Es dauerte auch gar nicht lange, da knarrte die Rolle ein wenig. Na, ob da einer testet? Danach leider nichts mehr. Als ich dann einige Stunden später die Leine wieder reinspule die große Überraschung - alles weg. Der Fischschwanz, der Squid samt Drilling, und das stählerne Vorfach abgebissen, unmittelbar hinter dem Wirbel. Es gibt hier doch Schweine im Wasser.

Den ganzen Tag über begleitet uns die ungefähr 500 m hohe Kulisse des Küstengebirges, die steil zur See hin abfällt. Hin und wieder können wir die Küstenpiste erkennen, einmal sogar einen kleinen Ort, der am Fuße eines dieser steilen Hänge klebt.

Motoren statt Segeln?
= Waschtag fürs Boot
Foto: Anke Preiß

Kein Angelglück, so viel sei noch erwähnt. Und auch das Wetter hält sich nicht an die Armada-Prognose. Diesmal stimmen eher die *gribfiles*. So haben wir nur sagenhafte 3 Stunden Segelwind, der Rest der Zeit wird vom Gelärme unseres treuen Diesels bestimmt. In der Nacht eine Schiffsbegegnung. Seit Valparaiso gibt es kaum noch Verkehr an der Küste. Scheint hier viel ruhiger als auf der Atlantikseite zu sein. Wahrscheinlich fahren die Dampfer weit draußen und halten auf einen Punkt 200 Meilen westlich von Ecuador zu.

929. (Sa. 11.08.07) Nach GPS geht die Sonne auf unserer aktuellen Morgenposition um 07:12 Uhr Ortszeit auf. Natürlich nur theoretisch, denn die Küste ist im Weg. Viertel nach sechs lassen sich immerhin erste Dämmerungsspuren ahnen. Die Luft ist mittlerweile auch etwas wärmer geworden. Das nächtliche Heizen ist kein Muß mehr. Wie angenehm. Man stelle sich vor, wir befinden uns mit 23°55´ Süd auf der gleichen Höhe wie *Santos* oder *Guarujá* in Brasilien. Da kann es um diese Zeit zwar auch frischer sein, aber an den Stränden von *Guarujá* gehen die hartgesotteneren Brasilianer unverdrossen in die Fluten.

Motoren bei begrenzter Sicht auf unser Ziel zu. Der Horizont wirkt zwar messerscharf, aber jenseits verbirgt der Dunst jedes weitere Erkennen. Auf dem Radar erkennen wir ein kräftiges Echo eines Schiffs in 2,5 Meilen Entfernung, doch zu sehen ist nichts. Gegen elf kommen erste Küsten- und Hochhauskonturen in Sicht. Kündigen beim Hafenkapitän unsere Ankunft an, doch hier ist man nicht sonderlich interessiert. Gute Ankunft im Club und gut. Nach passieren der Außenmole des Handelshafens funkt Anke den Club an. Man heißt uns willkommen und will eine *lancha* schicken, die uns hineinlotst. Der Yachtclub von *Antofagasta* liegt im nördlichen Eck des alten Hafens. Die von zwei Molen gegen den Schwell des Pazifik geschützte Einfahrt ist schmal, und vor ihnen engen zwei Riffs die Zufahrt auf eine schmale Fahrrinne ein. Wir sehen, wie sich der Schwell darauf bricht und mit abwehender Gischt auf die Molen zurollt. Wahrlich kein schöner Anblick. In weit ausholendem Bogen steuern wir auf die Einfahrt zu, da kommt auch schon die *lancha* herausgeschossen. Wir verständigen uns kurz durch Handzeichen, und dann dackeln wir brav hinterher. ein paar Schübe durch die Dünung in der Einfahrt, und dann liegen wir ruhig in geschütztem Wasser. Hier können wir uns besser verständigen und werden auf den endgültigen Liegeplatz gelostst. Der Mann auf der *lancha* ist behilflich beim Aufnehmen der Mooringbojen für den Bug, und am Steg steht ein zweiter, um unsere Heckleinen zu empfangen. Nachdem alle Leinen belegt sind stellen wir beim Blick auf den Rechner – der Navicomputer hat sich heute mal wieder zur Arbeit überreden lassen - daß die von uns vorhergeplante Kurslinie für die Ansteuerung exakt auf dem Weg liegt, den wir soeben mit Hilfe des Losten zurückgelegt haben.

Die etwas rauhe Einfahrt in den alten Hafen von *Antofagasta* – hier geht´s auch zum Yachtclub

Wir klaren schnell auf. Persenninge über die Segel, Fender zurechthängen, dies und das. Wenig später schon ist das Beiboot einsatzbereit. Unser Steg hat wehen Reparaturarbeiten im Moment keinen Landanschluß, wir müssen daher das Dingi zu Hilfe nehmen. So paddeln wir als erstes zum Nachbarsteg und begrüßen Lars, Kalle und Roffe, die hier schon seit anderthalb Monaten liegen. Roffe ist so stürmisch, daß er mir, eh ich mich verseh', einmal quer über die Lippen geschlabbert hat. Nicht dran denken, welchen stinkenden Fischrest er vielleicht kurz zuvor gefunden haben könnte.

Sind so rechtzeitig angekommen, daß wir das Club-Restaurant testen können. Befund: teuer bei uneinheitlicher Qualität. Die *Machas con Parmesan* und die *Ostiones* waren excellent, der Fruchtsalat dagegen mau und ein Teil der Früchte noch unreif. Und dann wagt es der Ober doch glatt, als ich ihm die Kreditkarte in die Hand drücke, zu fragen, ob ich ein Trinkgeld geben wolle. Nachher frage ich mich, wieso ich nach dieser Frage überhaupt ein Trinkgeld gegeben habe.

930. (So. 12.08.07) Wir liegen an einem wackeligen und ziemlich baufälligen Steg. Der *contramaestre* erklärt, daß eigentlich schon letzte Woche die Erneuerung des Steges in Angriff genommen werden sollte, aber die Arbeiter seien nicht erschienen. Vielleicht wird es ja diese Woche. Da im Moment keine Saison ist und der Steg auch wegen der bevorstehenden Bauarbeiten weitgehend ungenutzt ist, haben wir die Gelegenheit, aus nächster Nähe der natürlichen Entstehung des Guanos beizuwohnen. Vor allem die Kormorane legen sich schwer ins Zeug. Der ganze Steg ist mit einer weißlichen, staubigen, allmählich in der Dicke wachsenden Masse bedeckt. Da der Steg eh keine rechte Landverbindung hat, verzichten wir auch darauf, ihn zu betreten und nutzen lieber das Dingi. Das erspart uns auch den Kampf mit Guano-Eintrag in das Boot. Daß das Zeug auch noch einen recht eigenen, scharfen und nicht gerade angenehmen Geruch verströmt, sei noch erwähnt. Was müssen in alten Zeiten die Salpeterfrachter gestunken haben. Die Seeleute waren bestimmt dankbar, wenn ihnen auf hoher See ein frischer Wind um die Nase wehte.

Antofagasta ist nicht unbedingt berauschend. Es ist zwar Hauptstadt der gleichnamigen Region, aber ansonsten eine schmucklose, eher häßliche Stadt. Irgendwie wirken weite Teile schmuddelig und heruntergekommen. Die Straßen sind bei weitem nicht so sauber, wie wir es sonst von chilenischen Städten gewohnt sind. Häufig fehlen die Namensschilder an den Straßen. Auch ist kaum erkennbar, wo es sich um eine Einbahnstraße handelt, und wo nicht. Immerhin rings um den Yacht-Club befinden sich einige gute Supermärkte, die größte Mall in der Stadt und auch noch eine Tankstelle. Was wollen wir mehr. Selbst die Autovermieter sind nur einen Katzensprung entfernt. Bei unserem ersten Entdeckungsspaziergang entdecken wir immerhin die alte Markthalle mit den vielen kleinen, preiswerten Restaurants und erschließen uns dann auch noch den Mall-Komplex. Hier ist endlich mal ein Ort, in dem der glitzernde Schein der falschen Fassaden von der doch sehr ernüchternden Stadt ablenkt. Anke kann dann auch kaum verhindern, daß ich ausgerechnet in der Ecke mit den ganzen Autohändlern stecken bleibe. Aber ich bin halt jemand, der sich von Kindheit an für Autos und Motorräder interessiert hat. Neben all den neuen Modellen, deren ungewohnte Designs deutlich machen, wie weit wir vom normalen Leben entfernt sind, erstaunen mich vor allem die Preise. Waren in Argentinien die importierten Kraftfahrzeuge mit exorbitanten Einfuhrsteuern beaufschlagt, erstaunen hier Preise, die meiner Meinung nach erkennbar unter europäischem Niveau liegen. Das hätte ich wahrlich nicht erwartet. Ein fetter Offroader von Jeep, 4x4, mit langem Aufbau, Diesel, umfassender Ausstattung kostet umgerechnet etwa 30.000 Euro!

Kunstnatur bei der *Mall Plaza*

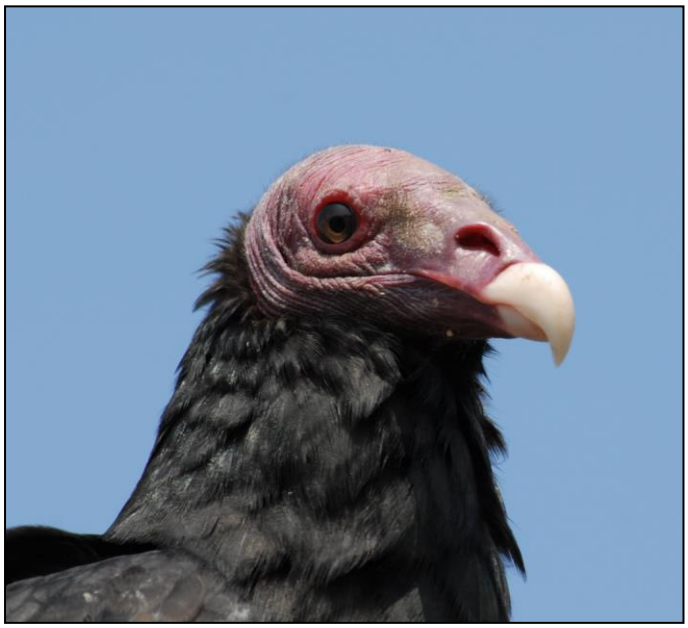
931. (Mo. 13.08.07) In Sichtweite unseres Liegeplatzes befindet sich die alte Pier, von der zu Salpeterzeiten dieser kostbare Stoff verladen wurde. Bis zu 50 Schiffe warteten seinerzeit auf Reede, um an die Reihe zu kommen. Dafür sieht diese schlichte Eisenkonstruktion mit den Relikten einiger Ladekräne erstaunlichbescheiden aus. Sie rostet mehr oder weniger vergessen vor sich hin. An guten Tagen versammeln sich an ihrem Ende eine Handvoll Angler. Und ein oder zwei der Kransockel sind offenbar bewohnt. Die Armen und Obdachlosen haben sich hier eine kleine, geschützte Zuflucht geschaffen. Recht erstaunt stellen wir eines Tags fest, daß aus einem dieser eisern genieteten Gevierte von vielleicht 4 x 2 m, aufgefordert durch eine Marine-Streife, fünf Leute gekrabbelt kommen.

Salpetersteg in *Antofagasta*
hier wurden die Leichter beladen,
um die auf Reede liegenden
Windjammer zu beliefern

Anke kauft eine Zeitung. *El Mercurio*, das chilenische Traditionsblatt. Es erstaunt, daß es zwischen den südamerikanischen Ländern immer wieder unterschwellige Animositäten gibt. Beispielsweise zwischen Chile und Argentinien. In erstaunlichem Ausmaß wird in dieser Ausgabe über Kriminalität und Unsicherheit in *Mendoza* berichtet. Seltsamerweise haben wir uns in Argentinien niemals und nirgendwo unsicher und bedroht gefühlt. Während uns die zahlreichen Taschendiebe in Chile schon ein wenig auf die Nerven gegangen sind. Aber es ist halt so schön, auf den anderen zu zeigen. Vielleicht will man ja nur ablenken. Immerhin hat das Käseblättchen, daß wir zuvor kauften, fast nur über das Inland berichtet. Das Ausland kam kaum vor. Und Schwerpunkt der Berichterstattung war Kriminalität und Unsicherheit in *Antofagasta*. Aber es gibt auch interessante Ansätze. Ein Kirchenmann hat zu einer konfessionsübergreifenden Diskussion über einen „ethischen Mindestlohn“ aufgerufen und die Zeitung hat sich als Diskussionsforum angeboten.

932. (Di. 14.08.07) Als ich mich daran mache, die neue Gasflasche anzuschließen, zischt es verdächtig. Und ich rieche Gas. Hole schnell das Lecksuchspray und prüfe, wo die Quelle des Geräusches zu suchen ist. Die Leckstelle läßt sich schnell finden und sitzt dort, wo ich sie schon vermutet habe. Eine der Schlauchschellen, die den Gasschlauch zwischen Flasche und Anschlußstutzen befestigen, hat sich gelockert. Mit wenigen Handgriffen ist das Problem beseitigt. Aber ein ungutes Gefühl bleibt. Dem chilenischen Patent bin ich von jeher mit Mißtrauen begegnet. Vielleicht ist es besser, den Inhalt einer chilenischen Flasche einfach in eine unserer deutschen umzufüllen.

Anke, die von diversen Besorgungen und dem ungeliebten aber unvermeidbaren Wäschetransportdienst zurückkehrt, entdeckt bei den *Marineros* einen offiziellen Anschlag der Armada. Für die nächsten Tage wird starker Schwell aus SW vorhergesagt. Jeder Bootseigner soll sich um die Sicherheit seines Bootes kümmern. Wir machen und sogleich auf die Suche nach Autoreifen. Haben auch Glück, daß es genügend alte Schlappen auf dem Marinagelände gibt. So haben wir bereits wenige Minuten später zwei alte Reifen in die doppelt gelegten Heckleinen eingeflochten. Unser salvadorianisches Patent soll das Einrucken der Heckleinen dämpfen und abfedern.



Täglicher Besucher im Club – zu Dutzenden: Turkey Vulture
(*Cathartes aura*), in Südamerika ein wahrer Kosmopolit

933. (Mi. 15.08.07) Die ersten Tage in einem Hafen verlaufen stets nach dem gleichen Muster. Erkundungen, Besorgungen, speziell das „Besorgen“ der angehäuften Wäsche, eine Aufgabe, der sich

Anke mit Einsatz, aber nicht immer glücklich, widmet. Versorgung der „Bordsysteme“, also Wartungs- und Pflegearbeiten usw. beschäftigen dagegen mich. Natürlich helfen wir uns dabei gegenseitig. Anke ist behilflich beim Ölwechsel des Außenborders. Der Auslaßstutzen fürs Öl ist so dämlich angebracht, daß man bei den herrschenden Schiffsbewegungen nur mit Hilfe einer zweiten Person das alte Öl gezielt ablassen und auffangen kann. Das Wiederauffüllen war auch nicht gerade einfacher, da der Soll-Füllstand fast genau der Unterkante des Einfüllstutzens entspricht. Aber wir haben es letztlich ohne Umweltverseuchung hinbekommen. Etwas einfacher gestaltete sich dann der Ölwechsel des Generators. Bei der Arbeit schauen wir ständig Richtung Hafeneinfahrt. Dort rollt die angekündigte Dünung in einer Art endloser Wellenprozession an. Auf den Riffs beiderseits der Einfahrt steilen sich die wellen auf und beginnen mit abwehender Gischt zu brechen. Die tiefere Fahrrinne bleibt von brechenden Wellen so eben verschont, doch sie ist ebenfalls weiß von Schaum. Zwei bis drei Tage soll dieses Schauspiel anhalten. Mit dem Schwell kommt eine Menge Müll in unser Hafenbecken getrieben. Plastiktüten, Kanister, ein grüner Teppich, Plastikstühle. Ein toter Pelikan.
Am Morgen haben wir seit zwei Tagen mal wieder Funkkontakt mit Wolfgang. Sie hatten Stromausfall, Folge der Schneefälle in ihrer Region. Dieser Winter ist für Chile wahrlich kein Zuckerschlecken.
Heute können wir die gegenüberliegende Seite der Bucht ahnen. Hohe Berge, über deren Kämme die Wolken gleiten und jenseits wieder abtauchen. Genau wie im Nationalpark *Fray Jorge*. Vielleicht gibt es hier auch einen Nebelwald? Ach Unsinn, bestenfalls eine Art Nebel-Kakteen-Bestand.

Am Nachmittag entdecken wir nahe des Travelliftes ein frisch errichtetes, einfaches Bassin. Mehrere Leute drumherum. Wir schleichen uns an und entdecken, daß in dem Bassin eine Schildkröte umherschwimmt, eine Grüne Schildkröte oder Suppenschildkröte (Tortuga verde - *Chelonia mydas*). Sie hatte das Glück, bereits halbtot von Fischern gefunden zu werden. Die gaben sie dann an ein Institut der *Universidad de Antofagasta* weiter, die eine Pflegestation für verletzte Wildtiere besitzt. Dort stellte man fest, da sie jede Menge Plastikmüll gefressen hatte, die ihren Magen-Darmtrakt blockierte. Außerdem war ihre Lunge durch scharfkantige Plastikteile verletzt, so daß geringe Mengen Atemluft unter ihren Panzer gerieten und ihr ein Abtauchen unmöglich machten. Sie hatte Glück. Den Müll bekam man offensichtlich mit Hilfe eines Abführmittels aus dem Körper, und die Luft saugte man nach und nach ab. Die Lungenverletzungen verheilten, und nun bereitet man die Auswilderung vor.

Grüne Schildkröte
im Auswilderungsbassin

934. (Do. 16.08.07) Auch heute vergeht der Tag nach dem gleichen Schema wie gestern. Allerdings ärgern wir uns über den Club und seine Preise. Vor allem, wenn man die Gegenleistung sieht. Der Strom ist wieder ausgefallen, weil die frisch zu uns gelegte Leitung (immerhin!) an einer Brücke zerquetscht wurde. Folge einer nicht gerade überlegten Verlegung. Wasser haben wir eh nicht, der Steg ist furchtbar dreckig (Vogelkot) und vor allem aufgrund seiner mangelnden Verankerung bei dem herrschenden Schwell nahezu unpassierbar. Ganz zu Schweigen davon, daß in seiner Mitte eine Lücke klafft, über die man jedes Mal verwegen hinüberspringen muß. Gestern abend hatten wir schon Sorge um Lars, der uns gegen Mitternacht nach ein paar Gläsern Wein über eben jenen Steg verließ. Aber er ist heil an Bord seiner SATUMAA angekommen.

Bei der Schildkröte erfahren wir weitere interessante Dinge. Seit kurzem sind die Schildkröten durch Seebären und Mähnenrobben gefährdet. Ein Problem, das vor allem in der Gegend des nahe gelegenen *Mejillones* auftritt. Normalerweise nehmen die Tiere keine Notiz voneinander. Aber in jüngster Zeit haben die Robben sich angewöhnt, die Schildkröten von unten anzutauchen und ihnen die Kehle durchzubeißen. In Chile stehen gegenwärtig alle Robben unter uneingeschränktem Schutz. Recht unvermutet scheint das offenbar zu erheblichen Problemen zu führen. Die Robben gewöhnen sich an die Gegenwart des Menschen, suchen ihre Vorteile daraus zu gewinnen und ändern ihre Verhaltensweisen. Das auch oder gerade zum

Nachteil der Meeresschildkröten. Außerdem wird beklagt, daß sie sich in *Mejillones* mittlerweile furchtlos in den Ort hineinbegeben, auch mitten auf die verkehrsreichsten Straßen, und dabei ein ungewöhnliches aggressives Verhalten zeigen. Vielleicht ist ihnen ja Hitchcocks Film „Die Vögel“ geläufig und sie üben einstweilen.

935. (Sa. 18.08.07) Bei unserem täglichen Stelldichein am Schildkrötenbecken trafen wir gestern auf Lula und ihre Kollegin, die gerade die Schildkröte fütterten. Sie luden uns ein, heute einer Schildkrötenbergungsaktion beizuwohnen oder gar teilzunehmen. Das war natürlich ganz nach unserem Geschmack.
Mit etwas Mühe haben wir uns dann heute Morgen, es ging schon verdächtig auf Mittag zu, aus dem Club losgeeist, *marineros* und *socios* wollten uns ein ums andere Mal in Gespräche verwickeln, und wir haben dann das große Glück, genau in dem Moment bei dem kleinen Busunternehmen einzutreffen, als der Bus nach *Mejillones* abfährt. Zunächst geht es durch die teils recht ärmlichen Viertel im Norden der Provinzhauptstadt. Dann folgen scheinbar endlose Industrieflächen. Alles, was im Bergbau und Baumaschinenbereich Rang und Namen hat, ist hier vertreten. Caterpillar, Komatsu, Liebherr und vieles mehr. Und Materialien, Gerätschaften, Prozesse und Dienstleistungen, die im Dunstkreis von Bergbauaktivitäten benötigt werden, gibt es hier zu Hauf. Ich vermute schon, daß *Antofagasta* und *Mejillones* fließend ineinander übergehen, aber da habe ich mich schwer getäuscht. (Und nicht in die Karte geschaut.) Es folgt ein langer Straßenabschnitt, der schnurgerade durch die Wüste führt. Und zwar eine richtig anständige Wüste. Kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm, nicht mal der Stachel einer Kaktee ist zu sehen. Leider ist diese Wüste nicht sonderlich hübsch. Ödes, sandig-graues Material, kein besonderes Relief. Einfach nur ebene Flächen und in der Ferne geht es hügelig hoch, soweit man den Blick schweifen lassen kann. Das ist gar nicht so weit, da es recht dunstig ist. Das nahe Meer läßt grüßen.

Stets auf der Wacht

Mejillones entpuppt sich als verschlafenes, recht herbes und ärmliches Nest. Wieso die etwas über 10.000 Einwohner so stolz auf ihre touristische „Bedeutung“ sind, können wir nicht verstehen. Als wir aus dem Bus steigen, stehen wir ein wenig ratlos in der Gegend rum. Stecken unsere Schildkrötenretter an einem der beiden Fischerpiers? Und sollen wir vielleicht doch erst mal was essen gehen? Heute morgen bekamen wir den Tip für ein preiswertes Fischrestaurant am Fischerpier. Nur an welchem? Wir schlagen uns erst einmal zum Strand durch. Hier gibt es eine kleine Uferpromenade, die beide Piers verbindet. Also promenieren wir mal ein wenig. Seit *Taltal* scheint es üblich zu sein, daß man Bänke und Aufenthaltsräume im Freien mit schattenspendenden Gerüsten, Pergolen oder halbtransparenten Dächern versieht. So auch hier. Andere Breitengrade, andere Lösungen.
Auf der Pier begegnen sich ganz wenige chilenische Touristen, ein paar Fischer, mindestens fünf Hunde und wir. Die Fischer sind mit diversen Arbeiten beschäftigt, der Rest der Anwesenden schaut zu oder bewundert die Kapriolen der Vögel. Dann taucht im Wasser eine kleine Herde Mähnenrobben auf. Ein mächtiger Bulle und einige nicht gerade schwach gebaute Weibchen. Sie sind gleich die Stars in der Szenerie, erst recht, als sie sich auf den Strand robben und dort von einem kleinen, aber tapferen Hund verbellt werden. Er macht seine Sache recht geschickt. Nervt die Robben sichtbar, die dann auch immer wieder ein paar Ausfälle in seine Richtung starten, aber er ist immer schnell genug außer Reichweite. Irgendwann haben sie es wohl satt und verdrücken sich wieder ins Meer. Wir verdrücken uns ins Restaurant, das der Fischerkooperative gehört. Es gibt einfaches Fischessen, aber das ist durchaus in Ordnung. Für ein Tagesgericht mit Vorsuppe, Fisch oder Meeresfrüchtepüree als Hauptspeise und Wackelpudding als Dessert zahlen wir einschließlich zweier Cola und Trinkgeld für beide zusammen knapp 8 Euro, und das ist für Chile wahrlich ein ungewöhnlich guter Preis.

Schönstes Gebäude in *Mejillones*: die *Capitanía*

Aber es bleibt die Frage, wo stecken unsere Schildkrötenretter? Am besten, wir fragen bei der *Capitanía* nach. Sie ist nicht weit und unverkennbar, denn sie residiert im schönsten Bauwerk des ganzen Ortes, einer imposanten Villa aus dem Jahre 1906. Der diensthabende Wachoffizier weiß zu unserer Überraschung sogleich Bescheid und funkt ein Schlauchboot der Küstenwache an, dessen Besatzung ebenfalls bei der Schildkrötenbergung hilft. Der Funkkontakt ist schlecht und kaum verständlich. Nach einigen fruchtlosen Versuchen ist die Gegenseite hörbar verärgert und weist darauf hin, daß sie mitten im Manöver sei. Daher sollen wir kurz ein bißchen warten. Eine Gruppe Jugendlicher kommt, und eins der Mädchen säuselt dem Wachhabenden ins Ohr, daß sie gerne auf den Turm der Villa steigen würden. Er telefoniert kurz, und dann bekommen sie tatsächlich eine Gebäudeführung einschließlich Turmbesuch. Warum auch nicht? Aber andererseits, selbstverständlich ist das ja auch nicht. Die chilenische Armada und ihr Zweig „Küstenwache“ punktet jedenfalls, was ihr Ansehen betrifft.
Wir haben unterdessen unsere Auskunft bekommen und wollen gerade wieder entschwinden, da laufen wir dem Chef des Hauses, dem Hafenkapitän, in die Hände. Er beginnt sogleich ein Gespräch auf Englisch mit uns. Als wir erwähnen, daß wir per Segelboot unterwegs sind, kennt seine Begeisterung kaum Grenzen. Ob wir in den Süden wollen? Er könne uns da mit vielerlei nautischen Unterlagen, Informationen und Hilfen versehen. Er selbst sei bis vor zwei Jahren Kommandant auf einem Patrouillenboot in *Punta Arenas* gewesen. Kennt aber die ganzen Kanäle von Kap Horn bis *Puerto Edén*. Hier war er ein paar Wochen stationiert, um die dortige Küstenwachstation auf Vordermann zu bringen. Er interessiert sich sehr für unsere Reise und Fragen wie etwa folgende:
Wie bekommen wir Hilfe bei Krankheit oder medizinischen Notfällen an Bord?
Wer ist der Kommandant? Oder wie werden bei uns Entscheidungen getroffen?
Als Abschiedsgeschenk erhalten wir das aktuelle Jahrbuch der chilenischen Küstenwache und seine email-Adresse mit der Aufforderung, uns zu melden, wenn wir Hilfe und Unterstützung brauchen.

Per Taxi fahren wir dann an den „Ort der Schildkröten“. Was wir nicht wußten, die Schildkrötenkolonie ist hier allgemein bekannt und es gibt dort, wo sie sich gewöhnlich am Strand blicken lassen, einen kleinen, grünen Park, errichtet und unterhalten vom örtlichen Stromerzeuger, um sie vom Hochgestade aus beobachten zu können. Wir blicken über die Kante, erblicken am Fuße des Abhangs, dort wo das Kühlwasser des Kraftwerks austritt, eine große Menschenmenge, und steigen sofort den sandigen, rutschigen Hang hinunter. Genau in diesem Moment kommt ein offenes Fischerboot ans Ufer und bringt neue Fracht: eine lebende und eine tote Schildkröte. Letztere muß erst vor einigen Minuten angefallen worden sein. Ihre Verletzungen sind absolut frisch. Der oder die Seelöwen haben das Fleisch rings um ihren Nacken abgefressen, und kleine Teile der vorderen Flossen, dicht am Panzer. Der Rest der Schildkröte ist für sie praktisch nicht erreichbar.

Unter den zahlreichen anwesenden Helfern entdecken wir auch den Professor, Lula und einige andere bekannte Gesichter. Sie erläutern uns, daß das Phänomen absolut neu ist und erst seit drei, vier Monaten auftritt. Die örtliche Schildkrötenpopulation ist recht klein, man schätzt etwa 80 Tiere, und hat sich auf die Umgebung des Kühlwasseraustritts des Kraftwerks fokussiert, vermutlich, weil es dort etwas wärmer ist. In der Umgebung gibt es allerdings auch mehrere Piers für die Schiffahrt, die den Mähnenrobben als willkommene Ruhestätten dienen. Etwa 300 Tiere leben hier. Diese Population ist anscheinend recht groß, was wohl auch eine Folge der Fischerei ist. Die Tiere leben in nicht geringem Umfang von den Abfällen der Fischer. In diesem Jahr mangelt es allerdings an Fisch, außerdem haben sich die Fischeraktivitäten an andere Orte verlagert, und da letztes Jahr ein sowieso schon fischarmes El Niño-Jahr war, ist der Druck auf die Mähnenrobbenpopulation gestiegen. Einige Tiere haben jetzt offenbar gelernt, die Schildkröten erfolgreich zu jagen. Die Gefahr ist groß, daß

dieses „Wissen“ weitergegeben wird und die kleine Schildkrötenpopulation kurzfristig ausgelöscht wird. Aber auch ohne dies genügen zwei, drei Tiere, die diese „Jagd“ betreieben, um der kleinen Schildkrötenpopulation den Garaus zu machen. Der Ansatz der Rettungsaktion ist, so viele Tiere wie möglich zu fangen und diese an einen Ort zu verbringen, der weit genug entfernt ist, daß sie nicht zurückwandern, und wo sie vor den Mähnenrobben von *Mejillones* sicher sind.

Frisch getötete Schildkröte: Nur der Hals und die Ansätze der vorderen Flossen sind abgefressen

Das Fangen der Tiere ist gar nicht einfach. Ich erinnere mich, wie ich vor Jahren bei *Tobago* einmal einer Schildkröte begegnet bin. Wir tauchten nahe des in jedem Reiseführer abgebildeten *Pigeon Point*. Ganz unerwartet und schattenhaft tauchte plötzlich eine braungelbe, goße Schildkröte einige Meter unter mir auf. So plump diese Tiere an Land wirken, im Wasser sind sie verteufelt schnell. Mit ein zwei lockeren Flossenschlägen hatte sie sich schon außer Sicht gepaddelt. Es war gar nicht daran zu denken, ihr zu folgen. Die Fangtechnik hier ist bestechend einfach. Die Retter kreuzen im offenen Fischerboot im Fanggebiet umher. Wenn sie eine Schildkröte entdecken, stürzt sich ein Taucher ins Wasser und auf die Schildkröte und versucht, sie fest zu umklammern. Mit einer Leine ist er mit dem Boot verbunden und wird von den Helfern samt Kröte emporgezogen.

Das tote Tier wird untersucht: deutlich zu sehen das gelbgrüne Fettgewebe, das angeblich n namensgebend sein soll. Vorne in der Hand ein Schildkrötensteak

Heute hat man zwanzig Tiere fangen können. Nur Tortugas verdes (*Chelonia mydas)*. Alle werden katalogisiert, vermessen, Besonderheiten, wie Verletzungen und Narben notiert. Frische Wunden werden versorgt. Mit einem Temperaturfühler, den man in den After einführt, wird die Körpertemperatur gemessen. Ganz schön kalt, die Viecher, im Schnitt beträgt ihre Temperatur nur 20,5°C. Kein Wunder, daß sie das wärmere Wasser im Umfeld der Kühlwassereinleitung bevorzugen. Die Studenten und Wissenschaftler nehmen auch Blutproben, was gar nicht so einfach scheint. Da können wir gar nicht zu sehen, wie der Veterinär im Hals der Tiere herumstochert. Sowohl Anke und mir juckt es in den Fingern, diese Aufgabe zu übernehmen. Aber wir beherrschen uns. Der Professor, Chef des *Centro de rescate y rehabilitación de la fauna silvestre de la Universidad de Antofagasta*, der die ganze Aktion initiiert hat und leitet, macht Fotos von beiden Seiten des Kopfes und in der Aufsicht. Wahrscheinlich geht es darum, festzustellen, ob man die Struktur der Schuppen als individuelle Zeichnung erkennen und für die Identifizierung einzelner Tiere verwenden kann. Aktuell werden sie allerdings mit Farbmustern auf dem Rücken gekennzeichnet. So kann man feststellen, ob die Tiere wieder an ihren alten Platz zurückwandern. Was man natürlich nicht hofft.

Eine geborgene Schildkröte wandert nach Vermessung und Untersuchung in ein Bereitschaftsbecken

Eine der beiden toten Schildkröten, die größere und frischere, wird gleich an Ort und Stelle zerlegt. Vor allem, um noch möglichst eine frische Blutprobe zu bekommen, was sich aber nicht als unmöglich erweist, da das Tier praktisch das ganze Blut verloren hat. Selbst das Herz ist blutleer. Wir lernen bei der Gelegenheit, wie man eine Schildkröte fachgerechnet öffnet – ganz wichtig im Seenotfall, wie man ja aus der ganzen Schauerliteratur weiß – und wie wenig Muskelmasse sich im Tier trotz der Größe verbirgt. Es gibt natürlich schon sechs bis acht gute Steaks aus schierem Fleisch. Und an verschiedenen Stellen an den hinteren Beinen und am Bauchpanzer findet sich natürlich noch genug für eine kräftige Suppe. Wenn man das allerdings in Relation zu den ca. 70 cm Panzerlänge sieht, ist das wahrlich nicht viel. So erstaunt es wenig, daß die Mannschaften der frühen Segelschiffe oft Hunderte Schildkröten als haltbaren Frischproviant von den tropischen Stränden wegschleppten. Überall unter dem Panzer steckt ein grünlich-gelbes Fettgewebe das auch der Grund für die Bezeichnung als „Grüne Schildkröte“ sein soll. Magen- und Darm sind auffallend gut gefüllt. Sie enthalten viel Algen, eine komische, drahtige, relativ feste Sorte und eine Schnecke, die die besondere Aufmerksamkeit des Veterinärs erregt. Jedenfalls scheinen die Tiere nicht an Nahrungsmangel zu leiden. Von allen Organen werden Gewebeproben genommen. Bei seiner Arbeit ist der Veterinär sehr darauf bedacht, daß niemand Fotos macht. Was natürlich nicht klappt. Er befürchtet sichtlich negative Publicity. Durchaus verständlich. Wenig später taucht ein Fernsehteam auf, das sichtlich willkommen ist. Positive Berichterstattung ist natürlich erwünscht. Für die Aufnahmen wird die Schildkröte zugeklappt und sieht so wieder recht manierlich aus.

Tortuga Verde (*Chelonia mydas*)

Die Tortuga Verde ist bei uns als **Suppenschildkröte** oder **Grüne Meeresschildkröte** bekannt. Über den Ursprung des Namens scheint es keine Einigkeit zu geben. Manche Quellen behaupten, er beruht auf der Farbe der Tiere, deren Oberseite braun mit grünlichen oder dunkelbraunen Zonen gefärbt ist. Andere beziehen den Namen auf das gelbgrüne Fettgewebe. Die Unterseiten dieser Schildkröten sind blaßgelb. Ihr Panzer erreicht etwa 1 m Länge und sie können bis zu 185 kg schwer werden. Die **Tortuga Verde** ist weltweit in allen tropischen und subtropischen Meeren zu finden, auch im Mittelmeer. Sie ernähren sich von den Seegraswiesen der Meere, wobei sie auch kleine Meerestiere fressen. In der Jugend leben sie bevorzugt von kleinen Fischen und tierischem Meeresplankton, im Alter eher vegetarisch. Sie erreichen ein Alter von 40 bis 50 Jahren. Oktober bis Februar ist Paarungszeit. Ein Weibchen legt mehrere Gelege á 100 Eier innerhalb einiger Wochen. Nach 2-3 Wochen schlüpfen die Jungen. Je nach Temperatur entwickeln sich die Geschlechter. Während bei 28 °C nur Männchen schlüpfen, schlüpfen bei 32 °C nur Weibchen. Die Tortuga Verde wurde wegen ihres Fleisches lange Zeit gejagt, die Eier wurden gesammelt. Da sie lange ohne Nahrung überleben können, dienten sie den Seefahrern als lebender Schiffsproviant.

Im Rahmen der ganzen Aktion wollen die Leute auch jede mögliche Information über den Strand und das Wasser erfassen. Temperaturen, chemische und physikalische Parameter des Wassers, Beschaffenheit des Strandes, Korngrößen und mögliche Schichtungen, Temperaturprofil in den oberen Dezimetern, Feuchte, Neigung, Exposition. Die Daten sollen verglichen werden mit Daten bekannter Brutstätten. Man will feststellen und hofft möglichst auf ein negatives Ergebnis, ob der Strand auch als Eiablagestelle in Frage kommt oder gar genutzt wird. Den heimischen Fischern ist nichts dergleichen bekannt, und auch die typischen Spuren nächtlicher Schildkrötenwanderungen auf dem Strand konnte man bislang nicht nachweisen. Aber man weiß ja nie. Morgen werden die gefangenen Schildkröten an einen etwa 50 Kilometer südlich gelegenen Ort verbracht, an dem es kaum Mähnenrobben gibt.

Schließlich erhalten wir auch eine Einladung ins Institut, die wir in den nächsten Tagen gerne annehmen werden. Auf der Rückfahrt in den Ort unterhalten wir uns mit dem Taxifahrer über das Thema. Das Schildkrötenvorkommen und auch die aktuellen Probleme sind im Ort anscheinend wohlbekannt. Erstaunlich ist, daß sich die Menschen damit beschäftigen und sich auch Gedanken über die Ursachen machen. Viele glauben anscheinend, daß die Mähnenrobben durch Umweltbelastungen aus dem Kraftwerk und der benachbarten Industrien krank geworden seien, und dies das neue Verhalten ausgelöst hat. Die Menschen hier scheinen sich bewußt zu sein, daß ihre Schildkrötenpopulation auch eine touristische Attraktion ist.

936. (So. 19.08.07) Nach einem ruhigen Sonntagvormittag mit so unumgänglichen Arbeiten wie Handwäsche, Fußboden wischen, Toilette putzen usw. machen wir uns zu einem Spaziergang in den „sicheren“ Süden der Stadt auf. Die Wachleute des Clubs haben uns darauf hingewiesen, daß die Stadt vom Zentrum aus gen Norden unsicher, das Zentrum und der Süden dagegen sicher sei. Normalerweise geben wir

und ich im Besonderen wenig auf solche Aussagen, aber unsere Taschen- und Trickdiebbegegnungen haben uns vorsichtig gemacht. Nachdem wir die Mall Plaza, das nächstgelegene Einkaufsparadies, und den dahinter liegenden Hafen passiert haben gelangen wir auf eine lange Uferpromenade. Sie ist in recht gutem Zustand und erfreut das Auge mit zahlreichen blühenden Pflanzen. Man merkt auch hier, wie wichtig den Menschen in wüsten Gegenden das Grün ist. Hier zeigen sich auch erste Hotels und weitere Hinweise, daß *Antofagasta* sogar eine kleine touristische Seite hat. Irgendwann wechselt der Zustand und wir gelangen an einen Abschnitt, der sicher schon bessere Tage gesehen hat. Er endet in einem kleinen, man möchte fast meinen Hafenbecken. Aber beim Näherkommen entpuppt sich das Hafenbecken als kleines Strandbad, von einem Wellenbrecher gegen die See geschützt. Eine Tafel verbietet fliegende Händler. Recht erfolglos, wie wir feststellen. Bei einem jungen Mann, der behauptet, von den Osterinseln zu stammen (wir glauben ihm, da er in Statur und Physiognomie von den Chilenen, die wir bisher kennenlernten, recht verschieden ist), ersteht Anke einen (versteinerten? Haifischzahn und ein kleines Vogelmann-Amulett. Den Haifischzahn bindet er dann noch kunstvoll in ein schnell geflochtenes Halsband ein. Dabei erzählt er ein wenig. So stammt das Holz des Amuletts von einem Baum, den es früher auf den Osterinseln gab. Sie wurden ausgerottet, aber da die gleiche Art auch in Australien wächst, hat man sie von dort aus wieder eingeführt und angepflanzt. Er erzählt weiter von einem deutschen Freund, der dem kalten Leben in Deutschland und dem steten Rennen nach dem Mammon den Rücken gekehrt hat und in Chile lebt. Auch er ist dem Geld gegenüber eher gleichgültig. Es gibt Tage da hat man was, Tage da hat er mehr und Tage, da hat er wenig. So ist das eben. Dabei scheint er aber recht belesen und scheint sich für vieles zu interessieren.

Der Haifischzahn wird eingeflochten
Foto: Anke Preiß

Auf dem Rückweg besuchen wir einen Baumarkt, der auf dem Weg liegt. Wir suchen ein kleinmaschiges Metallgitter, mit dessen Hilfe wir eine WiFi-Antenne basteln wollen. Leider erfolglos. Macht aber nichts. Neben dran ist ein großer Supermarkt. Wir wollen grillen. An der Fleischtheke entdecken wir eingeschweißtes Importfleisch aus Paraguay. Produzent: Kooperative Neuland! Da gibt es kein großes Überlegen, dieses Fleisch muß es sein. Uns freut auch, daß es sichtbar im eigenen Blut liegt, also nicht abgehangen ist. In Deutschland hätte mich das noch irritiert, aber mit den Argentinien-Erfahrungen hat sich unser Weltbild diesbezüglich sehr gewandelt. Für einen überzeugten Carnivoren heißt es nun: Blut muß sein! Und außerdem wissen wir, Fleisch aus mennonitischer Produktion ist wie alle anderen Produkte auch, über jeden Zweifel erhaben. Da müssen wir unbedingt eine mail in den Chaco senden. Vielleicht stammt unser Fleischstück ja von einem der Rinder, die wir seinerzeit getrieben haben.

938. (Di. 21.08.07) Schwer beladen paddeln wir unser Dingi zum gegenüberliegenden Steg. Zelt, Schlafsäcke, Iso-Matratzen, Rucksäcke, Kochgeschirr, Lebensmittel, diverser Kleinkram und Fotoausrüstung wollen wir nicht über „unseren“ Selbstmördersteg zum wartenden Pickup tragen. Lars bringt noch schnell einen Vorkriegs-Petroleum-Kocher. Der sieht sehr gut aus, aber ein kleiner Testversuch endet im flammenden Inferno. Wir lassen ihn lieber zurück.
Die Wüste jenseits von *Antofagasta* ist recht nichtssagend. Hinter dem verschlafenen Nest *Baquedano* finden sich in steter Folge Hinweise auf alte und meist verlassene *officinas*. Mit diesem mißverständlichem Begriff, ein typischer chilenischer Modismo, bezeichnet man die vielen alten Bergbaubetriebe. Mit erreichen der Hügel der *Sierra Gorda* entwickelt die Wüste endlich einen freundlicheren Eindruck. Die öde, graue Schuttfläche wandelt sich zu einem bewegteren, farbenfroherem Relief. Nahe der Straße tauchen Ruinen auf. Eingeschossige Gebäude mit dicken Lehmmauern, Adobe genannt. Die Dächer alle verschwunden. Die größte Geisterstadt dieser Art gehörte zur *Officina Pampa Union*. Liegt direkt an der Straße und wartet auf einen Besuch. Etwas abseits gelegen ein Friedhof. Ein regelmäßiges Quadrat, angefüllt mit

Reihen sorgfältig ausgerichteter Holzkreuze. In der Ferne künden vereinzelte Staubwolken von den heutigen großen Tagebaubetrieben.
Die Wüste behält ihr freundlicheres Gesicht. An der Straße gibt es in regelmäßigen Abständen Mülltonnen, im Voraus durch ein Hinweisschild angekündigt. An jeder Mülltonne wurde ein Baum gepflanzt und der wird anscheinend sogar gewässert! Es fällt auch ins Auge, daß in dieser Wüste kaum Müll herumfliegt. Sehr wohltuend. Wie schauerlich sah es da doch in der Umgebung von *Coquimbo* und auf dem Weg von dort nach Süden aus.
Fast unbemerkt gewinnen wir an Höhe. Und die Berge gewinnen an Farbigkeit, vor allem durch die unverzichtbare Sonnenbrille gesehen. Wir erreichen *Calama*, die Bergbaustadt in dieser Region. In der Nähe befindet sich *Chuquicamata*, der größte Kupfertagebau der Welt. Der ist auch noch zu besichtigen, aber wir lassen ihn lieber links liegen. Der Wohlstand, den das Kupfer bringt, ist jedenfalls unübersehbar. Große Neubauquartiere, modern und ansprechend gestaltet, säumen die Straße. Nach überwinden der Vorkordillere – unser Diesel scheint Höhe und Steigungen im Gegensatz zu den qualmenden und schleichenden Lkw gar nicht zu bemerken – erhaschen wir einen ersten Blick in die bizarre Welt des *Valle de La Luna*. Der Name ist zwar der gleiche, doch es hat nichts mit dem argentinischen Tal gleichen Namens zu tun. Erstmals nutzen wir die große Bodenfreiheit unseres Pickups und holpern ohne Bedenken an einen guten Aussichtspunkt im Gelände. Das Mondtal geht über in die *Cordillera de la Sal*, die Salz-Kordillere. Die tektonischen Kräfte haben die ehemals waagerechten Sedimentschichten aufgesteilt. Sie streben heute fast im rechten Winkel gen Himmel. Die Kräfte der Natur haben daraus dann eine faszinierende Landschaft gestaltet. Das Relief, durch das die Straße führt, erinnert an eine endlose Folge Saurierrücken.
Mit Annäherung an *San Pedro de Atacama* tauchen zaghaft erste Zwergsträucher auf. Die Bergflanken überziehen sich mit einem grünen Flaum. Zuvor beschränkte sich das Grün nur auf die wenigen Siedlungen, wo vor allem schattenspendende Bäume gepflanzt wurden. Der Ort selbst ist eine regelrechte Oase, eine im Kern vorwiegend aus Adobe bestehende Siedlung, umgeben von einem lebendigen, frischen, grünen Gürtel. Am Rande des Ortes gibt es natürlich auch die unvermeidbaren Hüttensiedlungen. Wieso die Menschen nicht die traditionellen Bauweisen nutzen, die sich für die herrschenden Klimabedingungen doch viel besser eignen, bleibt ein Rätsel.

Mit der Höhe wird das Himmelsblau intensiver

Erster Blick in das chilenische *Valle de la Luna*

Auf dem Zeltplatz will man uns zunächst nicht annehmen. Es gibt kein Wasser, also auch kein Zeltplatz. Kein Wasser? Ja, die Wasserwerke haben für die nächsten 5 Tage das Abschalten des Trinkwassers angekündigt. Wie war das noch? Wassermangel ist das Kennzeichen einer Wüste? Wie gut, daß wir Kanister mit 30 Litern Trinkwasser aus *Antofagasta* mitgenommen haben. So dürfen wir doch noch aufs Gelände und bekommen sogar einen Wassermangelsonderpreis.
San Pedro de Atacama ist ausgesprochen touristisch, doch hat man es verstanden, das herkömmliche Erscheinungsbild des Ortes zu erhalten und geschmackvoll zu nutzen. Hauptstraße und der kleine Kern sind fast vollständig in der Hand von Restaurants und Tour-Anbietern. Doch das schadet dem Flair nicht. Ein wenig fühlen wir uns an die Stimmung in *Lençois* erinnert.

Wir bauen unser Zelt auf und wärmen unseren mitgebrachten Eintopf auf. (Den Teil, der sich nicht über den Rücksitz unseres Autos ergossen hat.) Schnell wird es dunkel. Die Dämmerung ist nur kurz. Bewaffnet mit einer Taschenlampe brechen wir zum Rundgang durch das abendliche *San Pedro* auf. Wir sind nicht die einzigen, die mit persönlichen Lichtquellen umhergeistern. Der Ort verfügt nur an ganz wenigen Stellen über öffentliche Beleuchtung. Den Rest besorgt das Licht aus den Fenstern und Türen der Restaurants und Geschäfte, was zu der ganz besonderen abendlichen Stimmung beiträgt. Fast jedes Restaurant und jede Bar verfügt über einen kleinen Innenhof, in dem ein offenes Feuer brennt. Die Wärme wird durch ein umlaufendes Strohdach gehalten und die heftigsten Böen des meist herrschenden Windes werden abgelenkt, so daß es sich in diesen Höfen sehr gut aushalten läßt. Wir beenden unseren Tag denn auch stilgerecht: Sitzen in einem solchen Hof und genießen die Wärme, die das Feuer unserem Bauch und die gespeicherte Wärme der dicken Adobemauer unserem Rücken spenden.

939. (Mi. 22.08.07) Unsere Schlafsäcke haben sich bewährt. Die nächtlichen Minustemperaturen haben wir gut überstanden. Nur meine Isomatte hat Luft verloren. Die seitlichen Klebefalzen öffnen sich. Schade, schade. Da ich vorsichtshalber eine zusätzliche Unterlage mitgenommen habe, ist das allerdings nicht weiter schlimm. Wir wollen den Tag ruhig angehen lassen und besuchen erst einmal das Museum des Ortes. Es zeigt Exponate der örtlichen Kulturen von den Anfängen bis zur Ankunft der Spanier. Miss Chile, die berühmte Mumie, ist jedoch nicht mehr zu sehen. Man hat sie auf Betreiben der heutigen Atacamenen aus der Ausstellung genommen, die nicht ohne Logik damit argumentiert haben, daß man ja auch nicht die Leiche seiner eigenen Großmutter ausstelle. Sie wird nie wieder gezeigt werden.

Schnupftabakschälchen zum Genuß halluzinogener Kräuter

Keramikgefäß

Goldenes Trinkgefäß

Die menschliche Besiedlung dieser Gegend fand vor etwa 12.000 Jahren statt. Interessant ist, daß es zu dieser Zeit praktisch die gleiche Tier- und Pflanzenwelt wie heute gab, allerdings in wesentlich üppigerer Form. Dies war vor allem eine Folge der starken Schmelzwasser-abflüsse am Ende der letzten Eiszeit. Daß es auch noch doppelt so viel regnete wie heute, war dagegen wohl eher untergeordnet, wenn man sich die Regenmengen in unserer Zeit vergegenwärtigt. Die heutigen Salzseen und Salzpfannen waren damals noch Süß-wasserseen. Den frühen Jägern und Sammlern folgten Hirtenkulturen, die das Vicuña und das

Guanaco domestizierten. Durch genetische Änderungen entwickelte sich aus letzterem das Llama (*Lama glama*) wurde. Zur gleichen Zeit änderte sich das Klima zum heutigen Zustand, was die Hütewirtschaft förderte, andererseits aber auch zum Rückzug aus weiten Landflächen führte. In den Oasen der Atacama-Salzpfanne entwickelten sich schließlich erste dörfliche Kulturen, dessen handwerkliche Überreste wir nun bestaunen können. Neben hübschen Keramiken gefallen uns vor allem die hübsch gestalteten Schnupfschälchen, aus denen man mit einem Röhrchen oder Halm halluzinogene Drogen schnupfte. Erste Kontakte mit anderen, höher entwickelten Kulturen entstanden durch das Vordringen der Tiwanaku-Zivilisation, die zu den ersten staatsbildenden Kulturen Südamerikas gerechnet wird. Ihr Ursprung liegt in Bolivien beim Titicaca-See. Später folgten dann für eine kurze Zeit die Inka, und dann die spanischen Eroberer.

Ohne Worte (oder sollte ich erwähnen, daß man ein solches Bild gar nicht groß genug machen kann?) Unter dem Bogen der *Vulcano Licancábur* Foto: Anke Preiß

Pablo und Lorena, Frühstücksnachbarn auf dem Zeltplatz, haben uns einen Ausflug in eins der vielen Täler nördlich von *San Pedro* empfohlen. Auf dem Weg treffen wir auf ein Hamburger Ehepaar, daß mit einem umgebauten Lkw auf großer Reise ist. Sie empfehlen uns zunächst, einen Berg neben dem Festungsberg von *Quitor* zu besteigen. Wir folgen ihrem Rat und trainieren unsere müden Seglerbeine im Steigen. Der Aufstieg lohnt sich wahrlich. Vom Gipfel aus haben wir einen schier endlosen Blick über die Salzpfanne im Süden, können das Tal, in dem wir uns befinden, nach Norden überblicken, und die Struktur der *Quitor*-Ruinen viel besser übersehen, als wenn wir in ihnen herumstrolchen würden. Das unmittelbar vor uns liegende Relief der *Cordillera del Sal* demonstriert seinen Salzgehalt auch durch sichtbare Spuren in den Rinnen und Furchen. Oberflächenabflüsse verdunsten hier und hinterlassen die gelösten Salze als weiße Mäander auf dem Grund der Rinnen. Nett auch, daß der Gipfel mit einem hübsch gestalteten Aussichtspunkt versehen wurde. Die Gemeinde hat sichtbar Geld, wahrscheinlich sowohl von den *mineras*, den heutigen Bergbaubetrieben, als auch von den Tourismusbetrieben und setzt dieses für die Entwicklung des Ortes ein.

Weiter folgen wir der Piste, bis wir an einen Fluß gelangen. Fluß?! Natürlich wußten wir, daß *San Pedro* seine Existenz den örtlichen Wasservorkommen und auch einem Flüßchen verdankt. Aber vor uns fließt recht viel Wasser und das auch noch schnell und die Furt ist ganz schön lang. Aber wir haben ein hochbeiniges Auto. Wofür, wenn nicht für solche Hürden? Anke peilt die Lage und gibt Fahranweisungen. Ich lege den Gang ein und fahre los. Dumm nur, daß der gewählte Weg offenbar nicht aus einem groben Kiesbett besteht. Unter dem oberflächlichen Kies steckt weiches Substrat. Wir wühlen uns rein und der Motor stirbt fast ab. Schnell runtergeschaltet. Im kleineren Gang wühlen die Antriebsräder noch mehr und das Wagenheck sinkt spürbar ab. Ein Gedanke: Soll ich rausschaukeln? aber noch schiebt es auch vorwärts.

Die Ruinen der Festung *Quitor* waren noch bis zur Ankunft der Spanier bewohnt

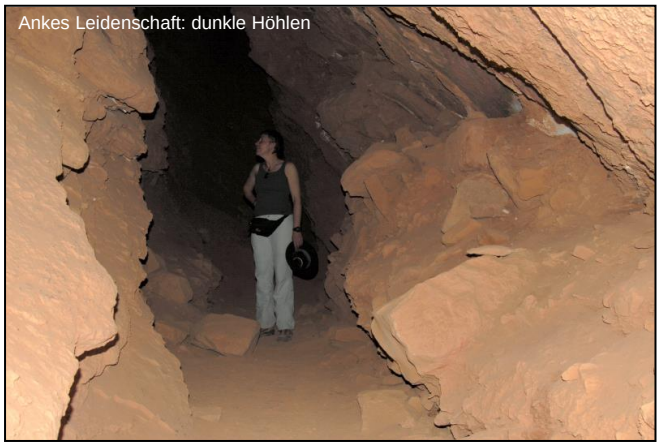
Und dann fassen die Räder Grund und wir hoppeln ans jenseitige Ufer. Puh, geschafft. Das wäre eine Blamage gewesen. Leider ist die ganze Aufregung fast umsonst. Wir fahren durch ein Spalier aus mannshohem Buschwerk in einen schmalen Canyon, und hinter der ersten Kurve ist Schicht. Mächtige, abgestürzte Felsbrocken verhindern die Weiterfahrt. Da hätten wir den Wagen auch vor der Furt lassen können.

Weiter geht es nicht

Wir schnappen uns eine Flasche Wasser und wandern weiter. Weit fahren hätten wir eh nicht mehr können. Vor uns entwickelt sich ein Felslabyrinth, das man nur zu Fuß, mit dem Mountain-Bike oder per Pferd erschließen kann. Wir bewegen uns in einer engen Schlucht mit turmhohen Wänden. Angenehme Kühle umfängt uns. Wir klettern über Barrieren, quetschen uns durch engste Durchlässe und kriechen durch natürliche Tunnel. Irgendwo stoßen wir auf abgelegte Fahrräder und wenig später sichten wir auf dem Grat einer Felsklippe, hoch über uns, zwei kleine Gestalten. Sehr spektakulär, das alles. Vielleicht sollte man hier in das Tourismusgeschäft einsteigen. „Muli-Touren ins Extreme“. Die steilen Wände des Canyons scheinen aus einem salzhaltigen Lehm zu bestehen und sind von scheibenartigen Adern und Strukturen durchzogen, die an ihren offenen Flanken ein wahres Spinnennetz gestalten. Leider bin ich kein Geologe, sonst wüßte ich, um was es sich bei diesem durchscheinenden Material handelt.

Bizarre Landschaft

Auf dem Rückweg besuchen wir noch eine kleine Höhle. Leider haben wir keine Taschenlampen mit. So können wir nicht weit vordringen. Nur mit dem Blitzlicht der Fotoapparate kommt man nicht weit.


Ankes Leidenschaft: dunkle Höhlen

Noch haben wir gut Tageslicht. Da nutzen wir die Zeit, die Ruinen von *Tulor* zu besuchen. Dabei verfransen wir uns gehörig und müssen den Nationalpark *Valle de la Luna* queren. Dafür haben die Verwalter ein gutes System entwickelt. Bei der Einfahrt hinterlegt man ein Pfand in Höhe von 4.000 Pesos und bekommt eine Zeitvorgabe. Die 7 km Fahrstrecke durch den Park muß man in 11 Minuten zurücklegen. Am anderen Ende wird das Pfand dann zurückerstattet. Unser Weg führt dann dank unserer mangelnden Ortskenntnis durch *Coyo*, eins der *aillos*[1], die *San Pedro* umgeben. *Aillos* sind kleine Siedlungen von wenigen Familien, die sich rings um Dörfer etabliert haben. Meist wohnen hier die Nachfahren der Atacamenen unter sich. In den Bergen gibt es noch *aillos*, in denen nie ein Fremder und fast nie jemand aus anderen Ortschaften vorbeikommt. Uns gefällt die Atmosphäre des Dorfes, und wir werden später noch bedauern, daß wir nicht an einem der Festtage hier vorbei kommen. In jedem Dorf wird nämlich zweimal kräftig gefeiert. Einmal zum Karneval, und einmal am Tage des Schutzheiligen der Siedlung.

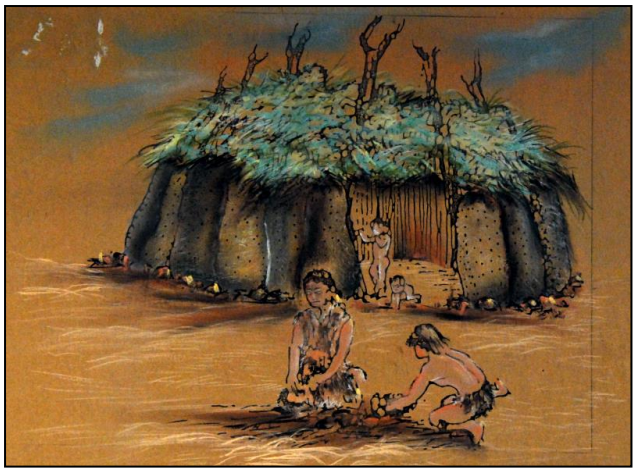
Jenseits des Dorfes ist es nur noch ein kurzes Stück bis zur Ruinenstätte.

---

[1] Die Notation vieler Begriffe, die aus der *Kunza*-Sprache, einem Indigena-Idiom, entlehnt wurden, ist leider sehr uneinheitlich. So existiert der gleiche Begriff auch als „*ayllu*“ oder „*aillu*“.

Mit der Entwicklung des ersten Ackerbaus waren die Voraussetzung für die Gründung erster dörflicher Siedlungen geschaffen. Wahrscheinlich ging beides, die Einführung einer dörflichen Lebensweise und die Verbesserung des Ackerbaus als ein gegenseitig sich befördernder Prozeß Hand in Hand. Wie dem auch sei. Eine dieser frühen Siedlungen ist mit den Ruinen von *Tulor* erhalten geblieben. Schon bei diesen Ruinen handelt es sich um Adobe-Bauten, alle kreisrund und innerhalb der Siedlung durch ummauerte Gänge und Räume verbunden. Da das Baumaterial naturgemäß recht empfindlich ist, ist eine Besichtigung des Areals nur von einem gesondert errichteten Steg aus möglich. Das Besondere an *Tulor* ist neben all der archäologischen Aspekte die Tatsache, daß es die erste Stätte von touristischer und kulturwissenschaftlicher Bedeutung ist, die durch eine indigene Administration verwaltet wird. Im Jahr 2002 erhielt die *Comunidad Atacameña de Coyo* den ersten Preis des Staates Chile für ihre Arbeit. Ob das nun eine reine Prestige-Handlung war oder nicht mag dahingestellt sein. Jedenfalls war erkennbar, daß die Kommune „ihr“ kulturelles Erbe in gutem Zustand erhält und präsentiert.

Tulor


Rekonstruktion von *Tulor*

Auch auf der Rückfahrt zum gar nicht so fernen *San Pedro* verfahren wir uns wieder. Die Straßen- und Wanderkarten haben es aber auch in sich. In den regionalen Karten fehlen Straßen, die in den überregionalen existieren, und umgekehrt. Wir finden auch eine richtig echte, asphaltierte Straße, die nirgends verzeichnet ist. Dafür sind sich die Karten über die Passierbarkeit einer weiter im Süden gelegenen Salzpiste (!) reichlich uneins. Irgendwie schaffen wir es aber doch und landen wieder dort, wo wir heute Mittag gestartet sind. Mit etwas Fragerei finden wir auch die einzige Tankstelle des Ortes. Sie befindet sich auf dem Gelände einer kleinen Appartementanlage. Auf dem Zeltplatz stellt Pablo, unser Zeltnachbar, erstaunt fest, daß ich koche. Er ist reichlich empört, das sei eine Revolution. Leider bleibt auch ihm die Revolution nicht erspart, hat er doch eine Wette gegen seine Freundin verloren. So ändert sich seine Gegnerschaft gegen Revolution ins Gegenteil:
„¡Viva la revolución!“
Den Abend verbringen wir dann gemeinsam in einer der Bars mit Feuerstelle und begießen die Revolutionen. Den Rest habe ich vergessen.

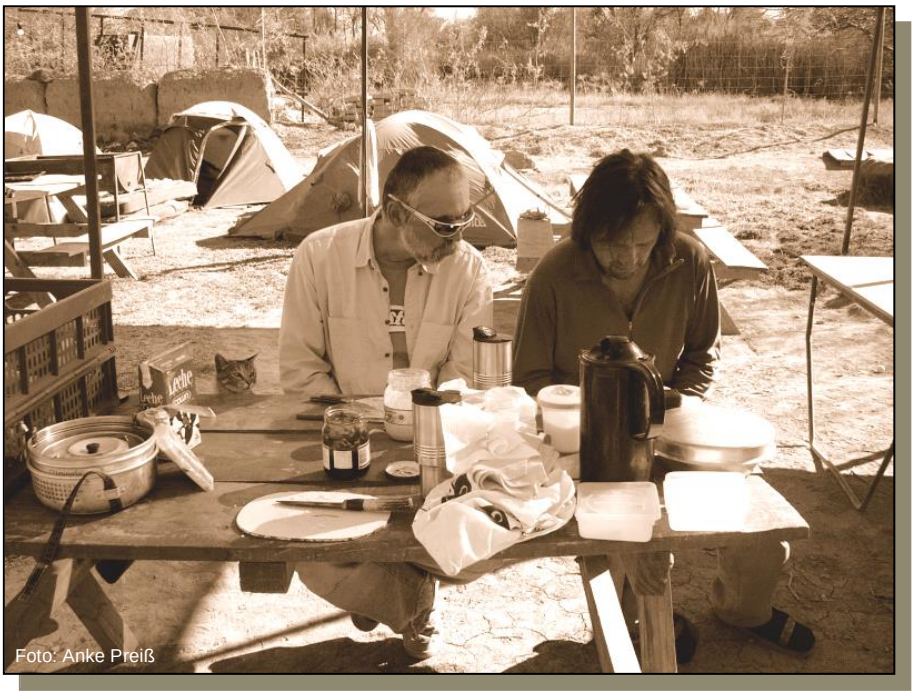
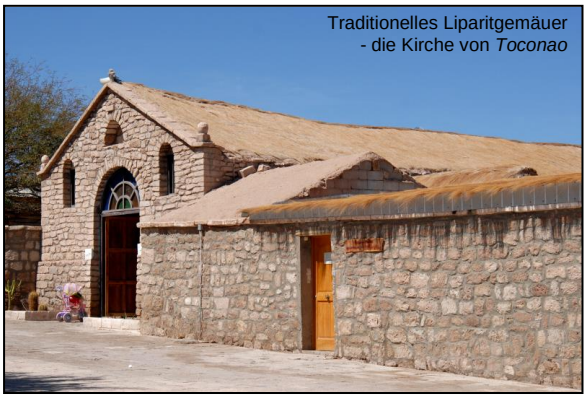


Foto: Anke Preiß

Ein Bild aus historischen Tagen:
Im Revolutionscamp vor der Revolution - Revoluzzer studieren die Betriebsanleitung (des Kochers) für Revolutionäre
¡Viva la Revolucion! - Rita, Martin und Pablo
Foto: Anke Preiß

940. (Do. 23.08.07) Ich wache auf. Erstaunt stelle ich fest, daß ich gut geschlafen habe und daß ich mich in meinem Schlafsack befinde. Keine Ahnung, wie ich dahin gekommen bin. Aber man muß ja nicht alles wissen. Anke erzählt komische Geschichten von Hunden in Bars, in denen ich auch vorkomme, aber das klingt doch alles sehr erfunden...

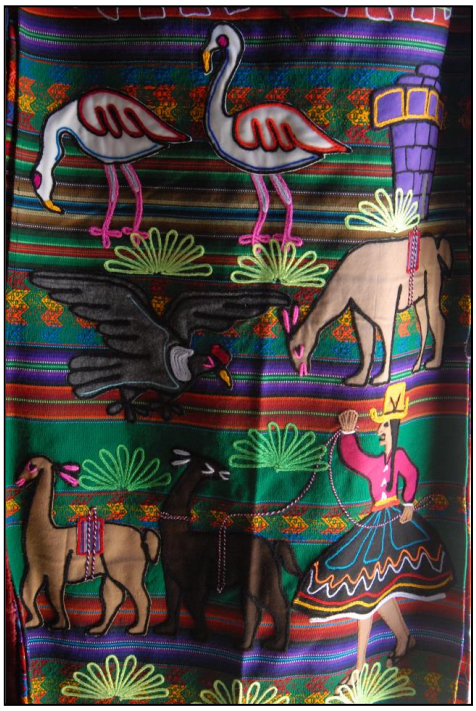

Traditionelles Liparitgemäuer - die Kirche von *Toconao*

Unser heutiger Ausflug bringt uns über weite Teile des *Salar de Atacama*. Daß man sich über eine Salzpfanne bewegt, ist überhaupt nicht sichtbar. Ringsherum erst graues, ödes Flach, wie vegetationsloses Schwemmland. Dann folgt eine baumbestandene Fläche, in der sich ein *aillo* verbirgt, anschließend geht es genauso flach weiter, aber die Salzpfanne ist mit blaßgrünen, niedrigen Büschen bedeckt, zwischen denen weiß die Salzablagerungen hindurchschimmern. Ein Hirte treibt langsam seine Schafe über diese Flächen. Im Westen begrenzen die niedrigen Rücken der *Cordillera del Sal* den Blick, im Osten demonstriert der erste Höhenzug der Hauptkordillere seine Jugend mit einer Reihe vulkanischer Gipfel. In gleichmäßiger Kegelform gebietet der *Lincancábur* über alle anderen Gipfel. Der etwas abgebrochene Gipfel des *Lascar* läßt sich aber nicht lumpen und zeigt durch eine kleine, stete Wolkenentwicklung, daß er aktiv ist. Und nicht weit entfernt befindet sich ein weiterer rauchender Schlot. Unwillkürlich denke ich, was für ein tolles Fotomotiv es wäre, wenn einer der Vulkane jetzt ausbrechen würde. Aber das ist wohl doch keine so gute Idee.

Typische Holzeinschlüsse im Liparit

In *Toconao* machen wir einen kleinen Stop. Auf den ersten Blick bietet das Dorf außer einer hübschen Kirche und ein paar Läden mit mehr oder weniger heimischen Webarbeiten und Kunsthandwerk nicht viel. Man muß erst darauf hingewiesen werden, daß Häuser und Kirche des Ortes das Besondere sind. Sie alle wurden aus Liparitgestein errichtet. Die alten sind aus unregelmäßigen Steinen und Blöcken zusammengefügt, die neuen wirken, als ob man sie mit Ytong-Steinen gebaut hätte. Also ziemlich nichtssagend. Und wo liegt nun das Besondere? Das Baumaterial, Liparit, ist ein vulkanisches Gestein, das in einem örtlichen Steinbruch gebrochen wird. Es ist porös, sehr leicht, sehr hell und hat gute Isoliereigenschaften. Wahrscheinlich wie Adobe ein gutes Material für diese wüsten Gegenden mit ihren extremen Tagestemperaturverläufen. Und bei genauem Hinsehen hat es auch noch seine Reize, denn Liparit enthält viele Einschlüsse. Dunkelgraue Reste anderer, älterer vulkanischer Gesteine und blaßgraue fossile Holzstücke.

Wollieferant: Llama


Farbenfrohes Ergebnis

In *Toconao* leben viele Menschen indianischer Herkunft. Sie handeln mit Teppichen und Decken, die sie mit traditionellen Motiven herstellen, aber auch mit bolivianischer Importware und Steinschnitzereien, bei denen sie die vulkanischen Gesteine verwenden.

Natürlich besuchen wir auch die Kirche. Sie ist aus Adobeziegeln errichtet und ganz traditionell nicht verputzt und ungestrichen. Der Kirchturm steht, wie meist in diesen Gegenden, separat. Vielleicht, weil er im Falle eines Erdbebens nicht auf das Kirchengebäude stürzen kann. Wie in San Pedro auch, ist das Innere der Kirche sehr schlicht gehalten. Der Altar ist ebenfalls aus Adobe modelliert und bunt angemalt. Die Unterlage der Dacheindecke besteht aus Kakteenholz. Sie gehört zum Konvent der Missionarinnen von Jesu Wort und Opfer. Eine der Missionarinnen, genauer eine Nonne, spricht mich an. Sie kommt aus Peru und arbeitet hier, um den Ärmsten und Benachteiligsten Hilfe zu geben. Ich bin erstaunt über ihre klare, akzentuierte Aussprache, die mir das Gespräch sehr erleichtert. Viele Chilenen schlucken verschiedene Buchstaben, vor allem das **S**, wenn es nicht am Wortende steht, und nuscheln fürchterlich. Sie erzählt von ihrer Arbeit und vom Gründervater des Ordens, Monsignore Frederico Kaiser Depel. Der Monsignore wurde als Friedrich Kaiser in Dülmen, Westfalen, geboren, vielleicht 50 km von der Stadt entfernt, in der ich aufgewachsen bin. Wie klein ist die Welt. Mich erstaunt auch, daß sie Dülmen mit dem Umlaut perfekt aussprechen kann. Im Gegensatz zur Kirche in San Pedro ist hier das Fotografieren gern gesehen und man ich werde Willkommen geheißen, mir auch die Nebenräume des Kirchhauses anzusehen.

Wir fahren dann weiter gen Süden und gewinnen allmählich an Höhe. In einem Dörfchen stoppen wir kurz für eine Mittagsrast. Anke ist schon vor mir in das kleine Restaurant gegangen, ich will noch schnell was im Auto aufräumen und komme nach. Die Besitzerin verwehrt mir dann regelrecht den Eintritt. Es stellt sich heraus, daß sie eine Reisegruppe erwartet und das Essen schon vorbereitet hat. Essen für uns gibt es nicht. Oder vielleicht doch? Wir sind ja nur zwei. Was sie denn hat? Ein Fleischgericht und Salat. Ein Salat würde uns ja genügen. Irgendwie ist die Kommunikation dann aber aneinander vorbeigelaufen, denn nach dem Salat kommt sie plötzlich mit großen Tellern mit Lammfleisch, Reis und Quinoa, einem alten heimischen Getreide und es gibt auch Nachtisch: eine Mandarine. Das Alles kostet 3.000 Pesos pro Person. Dann wetzt sie schnell in den Nachbarladen und holt neues Fleisch. Die Reisegruppe steht ja noch aus. Wir finden es ganz gut, daß auf diese Weise ein Teil der Gelder, die die Touristen bringen, in der Umgebung verteilt werden. Die Tourveranstalter könnten ja auch mit Picknick oder Lunchpaketen arbeiten.

Oben: Farbe in der Wüste, im Hintergrund der *Vulcano Lascar*
Unten: Auf den Hochebenen wird es grün

Hier oben wird die Welt wieder grün. Überall kleine Büsche, kissenartig wachsende Kakteen und Gräser. Da und dort ein kleiner Canyon, gelegentlich mit einem Rinnsal auf dem Grund. Der Weg ist nun zu einer Piste mit viel „Wellblech“ geworden. Die Abstände der Bodenwellen sind nicht gleich. Besonders vor und in Kurven und bei steilen Steigungen werden sie grob. Aber mit den großen Rädern unseres Pickups sind sie recht erträglich, und wenn man erst mal zwischen 70 und 80 km/h

Laguna Miscanti – Schnee und Salz

fährt fliegt man eh nur noch von Kuppe zu Kuppe, was zu einem ganz angenehmen Fahrgefühl beiträgt. Nur der Bremsweg wird exorbitant länger und die Kurven dürfen nicht zu eng sein. Da hilft dann nichts und man holpert aufs Gröbste um die Ecke. Ansonsten erreichen wir mühelos die 4.000-Meter-Marke. Noch nie zuvor sind wir mit einem Auto in diesen Höhen gewesen. Wenn man sich erinnert, welche Probleme die Paßfahrten in den Alpen früher aufgeworfen haben, stellt man fest, daß sich die Zeiten sehr geändert haben. Die Leistung der Motoren ließ in der Höhe nach, das Kühlwasser kochte, die Bremskraft ließ wegen überhitzter Bremsen nach, die Kupplungen begannen zu qualmen und bei manchem Motor mußte sogar der Zündzeitpunkt verstellt werden. Und heute? Nichts. Nach Überwinden der letzten Höhe und eines Wärterhäuschens öffnet sich vor uns der Blick in eine grüne Hochebene, in der ein tiefblauer, mit einem breiten weißen Rand versehener See ruht. Salz. Die unmittelbare Umgebung des Sees ist vegetationsfrei, wohl wegen des Salzgehaltes des Bodens. Es bläst kräftiger, kalter Wind und rauht den Wasserspiegel auf. Vor uns liegt die *Laguna Miscanti*, ein See, der sich in bescheidenen 4.300 Metern Höhe befindet. Hinter dem See erhebt sich der *Vulcano Miscanti* noch bescheidene 1.422 m mehr in die Höhe. Wir haben noch gar nicht richtig angehalten, da kommt schon ein erster Fuchs neugierig ans Auto geschnürt. Wenig später folgt ein zweiter. Beide lassen uns jetzt nicht mehr aus den Augen, lassen sich aber geduldig wartend nieder. Man weiß ja nie, da könnte doch was Verwertbares abfallen. Wir vermuten, daß es sich um den Zorro culpeo (*Pseudalopex culpaeus*) handelt. Wenig später überrascht uns der nächste Besuch: Eine erste Anden-Möwe (*Larus serranus*) inspiziert die Lage, weitere folgen. Eine Möwenart, die wirklich nur hoch oben in den Anden vorkommt, niemals am Meer.

Sieht echt unecht aus - Laguna Miñique

Überhaupt ist die Zahl der hier vorkommenden Tierarten erstaunlich. So hat man 96 Wirbeltierarten festgestellt, davon 69 Vogel-, 18 Säugetier-, 6 Reptilienarten und eine Amphibienart. Eine Besonderheit ist der Tagua cornuda (*Fulica cornuta*), eine Bläßhuhnart, doch hat sie keine Blässe, sondern trägt über dem Schnabelansatz ein hornartiges Gebilde. Die Art ist an Seen der Hochanden gebunden und kommt nur in Bolivien, Argentinien und Chile vor. Das größte Brutvorkommen in Chile befindet sich an bzw. auf der *Laguna Miñiques*, dem Schwestersee der *Miscanti-Lagune*. Sie ernähren sich aus Fadenalgen, die am Grunde des flachen Sees wachsen und sie nutzen dieses Material auch für den Bau ihrer Nistinseln. Wir zählen nur bescheidene 20 dieser Nistinseln, die sich in regelmäßigen Abständen untereinander und von der Uferlinie befinden. Nicht gerade viele. Vielleicht kommen ja noch mehr Tiere hierher, denn die Brutsaison reicht von Juli im Südwinter (!) bis Dezember. Es freut uns ganz am Rande, daß die Wildhüterinnen dem vor uns eingetroffenen Besucher gleich ein Strafgeld abkassiert haben, da er sich nicht an die Regeln hielt, den erlaubten Weg verließ und

Zorro culpeo

damit den scheuen Tieren zu nahe kam. Auch ganz interessant, daß die Seen keine Abflüsse haben. Sie verlieren ihr Wasser, daß sie vor allem unterirdisch und durch die Schmelzabflüsse erhalten, durch Versickerung und Verdunstung in der trockenen Luft.

Picarones

1/4 Block *Chancaca* (= karamelisierter Zucker, gibt es in Chile in 225g-Blöcken; notfalls selber herstellen)
½ Liter Wasser zum Auflösen des *Chancaca*
1 kg *Zapallo* (Kürbis)
1 kg Weizenmehl (kann auch etwas weniger sein)
5 Eier, 1 TL Backpulver
Zimt, Zucker
Speisestärke (Maizena), Öl zum Fritieren

1. Kürbis schälen, und zugedeckt weich kochen.
2. Das Kochwasser abgießen und den Kürbis pürieren.
3. Das Mehl, die Eier und das Backpulver mit dem Kürbispüree verrühren und einen geschmeidigen Teig herstellen. Der Teig muß kleben.
4. Den karamelisierten Zucker 15 Minuten in köchelndem Wasser auflösen, dabei Zimt, etwas Zucker und Speisestärke zugeben. Die Masse in einem flachen Topf köchelnd bereit halten.
5. Aus dem Teig kleine Kugeln Formen (1 EL = eine Kugel), goldgelb fritieren. Kurz abtropfen lassen.
6. Dann die Kugeln in die Karamelzuckerschale geben und mit einem Kochlöffel gut unterdrücken, so daß sie allseits mit Karamel überzogen sind.
7. Entnehmen und warm servieren.

Adela bereitet *Picarones* in der Mini-Küche (oben)
Foto: Anke Preiß

Unser letztes Tagesziel, die *Laguna Chaxa*, erreichen wir zu spät. Es lohnt nicht mehr, den Eintritt zu zahlen. Stattdessen kommen wir mit den Rangern bzw. *guias* Lucas und Carolina ins Gespräch. Gemeinsam bewundern wir, wie die untergehende Sonne die Gipfel der Kordillere in ein rotes Licht taucht, bis ein violetter Schatten die Bergflanken emporsteigt und das leuchtende Rot verdrängt. Beiläufig, aber unvermeidbar, wie könnte es auch anders sein, fällt mir ein leckerer Duft auf. Ich frage daher, ob die Ranger hier auch wohnen. Das ist zwar nicht der Fall, aber ihr kleines Dienstgebäude hat eine Küche, die sie auch nutzen. Dort zaubert Adela, die Dritte im Bunde soeben *picarones*. Ob wir *picarones* kennen? Nein? Ob wir sie probieren möchten? Ja? Wenig später haben wir nicht nur (Martin = reichlich) probiert, sondern auch bei der Zubereitung zugeschaut. Wir verabreden uns für den folgenden frühen Morgen und ein anschließendes gemeinsames Mittagessen.

941. (Fr. 24.08.07) Erreichen *Laguna Chaxa*, auch heute wieder zu spät. Weil ich einen Straßenhund angefahren habe. Wir nagelten in der Morgendämmerung gemütlich aus dem schlafenden Dorf hinaus („Wie kann man nur so untertourig durch die Gegend schleichen?“), als plötzlich eine der Hundegangs auftauchte und auf den Wagen zustürzte. Ich hatte den Eindruck, daß sie mal wieder die Reifen verbellen wollten, aber leider, plötzlich schwenkte die Meute nach links und machte Anstalten, sich direkt vor dem Wagen aufzustellen. War einen Bruchteil zu spät auf der Bremse und es machte rums. („Wie kann man nur so rasen?“) Im Rückspiegel und den Seitenspiegeln sind nur normal laufende Hunde zu sehen. Leider habe ich nicht gleich gestoppt und mich nur geärgert. Dieser Mistköter, geschieht im recht, hoffentlich haben sie jetzt kapiert, daß Autos gefährlich sind ... Das war natürlich nicht sehr schlau. Als wir uns dann endlich auf die Suche nach einem verletzten Tier machten, war keins mehr zu sehen. Ein Zollpolizist, der nahe des Unfallortes stand zeigte sich wenig hilfreich. Diese Hunde seien eine Plage für alle, und jeder überfahrene Köter sei eine gute Tat für die Allgemeinheit. Wir suchen alle in Frage kommenden Verstecke in der Umgebung ab. Nicht die Spur eines Hundes zu finden. Schließlich beruhigt sich auch Anke, der die ganze Sache naturgemäß viel näher geht als mir. Wenn der Hund sich weiter fortbewegt hat, kann der Aufprall nicht so schlimm gewesen sein. Insgeheim bin ich ganz froh, hatte ich mittlerweile befürchtet, daß wir auf dem Weg zu einem Bordhund sind. Leider haben wir so viel Zeit verloren, daß das schöne Morgenlicht schon wieder schwindet. Bis wir die Lagune erreicht haben, strahlt die Sonne wieder in voller Intensität. Lucas macht für uns eine Privatführung durch die zugänglichen Bereiche der Lagune. Drei verschiedene Flamingo-Arten kann man hier antreffen. Aktuell sind allerdings nur der Anden-Flamingo (*Phoenicoparrus andinus*) und der Chilenische Flamingo (*Phoenicopterus*

Anden-Flamingo

chilensis) da. Mit etwas Übung lassen sie sich ganz gut unterscheiden. Vor allem an den Beinen. Ersterer hat gelbe Beine, letzterer graue mit einem rötlichen Gelenk. Außerdem fallen beim Anden-Flamingo die schwarzen Flugfedern auf, während sie beim Chilenischen im Stand kaum sichtbar sind. Die meisten Flamingos, die wir sehen, sind damit beschäftigt, im flachen Gewässer nach Algen und winzigen Krebschen (*Artemia franciscana*) und anderem Plankton zu suchen. Flamingos filtrieren ihre Nahrung ähnlich wie Bartenwale. Ihre Schnäbel sind mit einem Lamellensystem ausgestattet, das es ihnen erlaubt, aus dem eingesaugten Wasser ihre Nahrung herauszufiltrieren, in dem sie es mit der Zunge durch die Lamellen wieder nach außen pressen. Anders wie bei den meisten Vögeln, ist die untere Schnabelhälfte fest, und nur die obere kann bewegt werden. Wir können deutlich beobachten, wie unterschiedlich die Techniken beider Arten sind. Der Anden-Flamingo schreitet mit dem Kopf im Wasser voran und wendet ihn dabei hin und her, um den Boden aufzuwühlen. Man kann, wenn das Wasser wieder klar geworden ist, seine Spur im Mud verfolgen. Der Chilenische Flamingo stapft dagegen kreisförmig auf einer Stelle und wirbelt den Grund mit den Beinen auf, den er anschließend filtriert. Früher zählte man hier bis zu 11.000 Individuen, heute leben hier etwa 4.000 Stück. Immerhin, in unserem begrenzten Blickfeld zählen wir bereits mehr als 150 Tiere. Ihr Brutgeschäft erledigen sie außerhalb des Einzugsbereichs der Touristeninvasion. Nicht ganz unverständlich. Sie legen nur ein Ei, wobei ihre Aufzuchterfolge recht hoch sind. Die Tiere leben streng monogam, und häufig stirbt der überlebende Partner kurz nach dem Tod des anderen an Kummer. In der Ferne können wir auch schon Scharen von Jungtieren bei der Balz beobachten.

Chilenischer Flamingo

Lucas erklärt uns auch einiges zum Salzsee. In der wäßrigen Salzlösung, die die Lagune ausmacht, entwickeln sich plattenförmige Salzkristalle. Geraten sie durch Wasserspiegelschwankungen oder andere Störungen an die Oberfläche, beginnt die Feuchtigkeit an den herausragenden Partien zu verdunsten. Das führt zu Nachschub von salzhaltigem Wasser innerhalb des Salzkristalls nach oben, wo es wiederum verdunstet. So ist ein Kreislauf entstanden, der zum Wachstum von Salzkristallen oberhalb des Wasserspiegels führt. Die entstehenden Strukturen haben eine amorphe Gestalt. Der Staub, der durch die immerwährenden Winde von den umgebenden Flächen herangetragen wird, lagert sich auf den Kristallen ab und gibt ihnen ihre charakteristischen Färbungen, je nach Mineralgehalt.

Andean Avocet (*Recurvirostra andina*)

Zu Tisch mit Lucas, Adela und Carolina, es gibt *porrotos* (Foto links)

Schließlich ziehen wir uns vor der intensiver werdenden Sonne in unter die schattige Laube am Eingangsgebäude zurück. Dort genießen wir Aussicht und Stimmung dieser nun hitzeflimmernden Salzebene, plaudern mit den *guias* und warten aufs Mittagessen. Mit Verweis auf den gut sichtbaren Vulkan *Lascar* erfahren wir, daß es verschiedene Arten von Erdbeben gibt, mit kreisenden und mit stoßenden Bewegungen. Ah ja. Wir wollen möglichst weder die eine noch die andere Bewegung kennenlernen. Es ist schon beunruhigend genug, daß der *Lascar* in schöner Regelmäßigkeit einmal im Jahr eine kleine Eruption hat. Die letzte hat allerdings nicht stattgefunden, so daß man allgemein einen nächsten, heftigeren Ausbruch erwartet. Außerdem hat es in letzter Zeit keine kleinen Erdstöße gegeben. Das ist nicht unbedingt angenehm, kann ein solcher Ausbruch doch auch einen Tsunami auslösen. Wäre also nett, wenn der gute noch warten würde, bis wir nicht mehr da sind.

Mittags gibt es dann eine lokale Spezialität. *Porrotos*. Ein Eintopf aus Hack, Röhrennudeln, Bohnen und Kürbis, der auf dem Teller nach individuellem gusto mit Zitronensaft gewürzt wird, und auf den *ensalada chilena*[2] gegeben wird. Mit Zitronensaft und Salat schmeckt dieser Eintopf wirklich erfrischend. Genau das richtige für einen heißen Wüstentag.

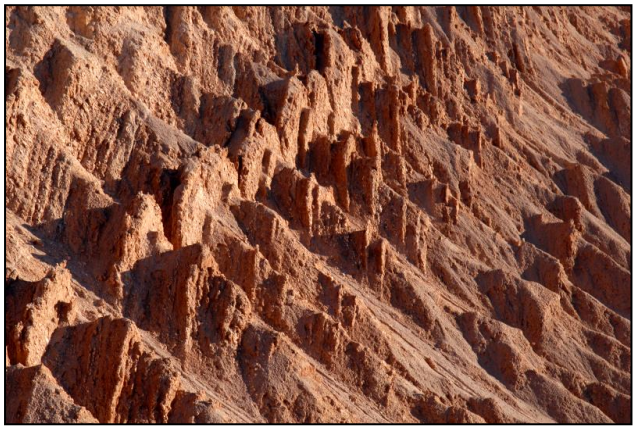
Die Dämmerung genießen wir dann im *Valle de La Luna*. Hier gibt es neben dem verwegenen Relief auch viel verwehten Sand und eine riesige Düne. Ziel zahlloser Touristenscharen in der Abendzeit. Der Nachmittagswind weht noch immer und sehr heftig, was auf der einen Seite für spektakuläre Momente und Ansichten sorgt, anderseits nicht gerade angenehm ist, wenn einem die ganzen Sandkörnchen ins Gesicht prasseln. Immerhin kann man ihnen, wenn sie sich auf die Zunge legen und zwischen den Zähnen knirschen, eine gewisse salzige Würze nicht absprechen.

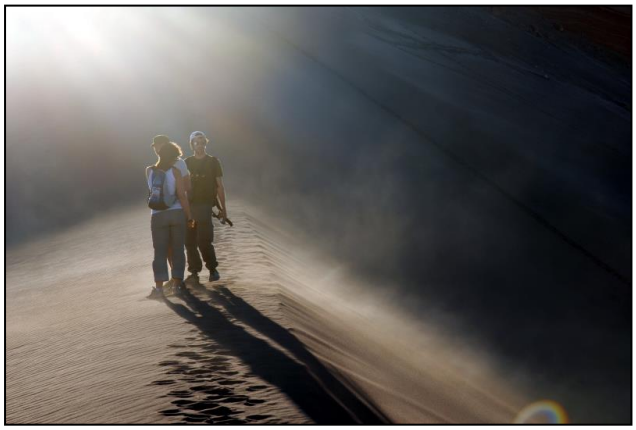
Beim abendlichen Spaziergang durch den Ort lernen wir Francisco Alfaro, genannt Alfaresco, kennen. Er ist Künstler und hat anscheinend die ganze Welt bereist auf der Suche nach traditionellen Musikinstrumenten, vor allem Blasinstrumenten. Seine Spezialität ist die Anfertigung von tönernen Flöten. Nebenbei töpfert er auch andere Töpferware, die er mit Motiven der lokalen Petroglyphen versieht. Er zeigt uns verschiedene Bücher über die alten Kulturen und eins, das sein Leben beschreibt. Es entstand als Diplom-Arbeit am Institut für Design an der Universität Würzburg. Ein sehr gelungenes, ansprechendes Werk, mit deutschen und spanischen Texten, klassisch gebunden. Leider gibt es davon nur vier Exemplare. Deutlich zu wenig. Es hätte eine anständige Auflage verdient.

Die große Düne im *Valle de la Luna*

[2] Ein großer Name für einen einfachen Salat. Ein *ensalada chilena* besteht schlicht aus geschnittenen Tomaten und halben Zwiebelringen, vielleicht noch ein wenig Petersilie dran.

942. (Sa. 25.08.07) Ein neuer Anlauf. Diesmal stehen wir um 06:00 Uhr auf. Schnell in die Klamotten, schnell die Zähne mit eisigem Wasser geputzt, und rein ins Auto. Wir nageln in der frühehesten Morgendämmerung gemütlich aus dem schlafenden Dorf hinaus (Keine Kommentare diesmal). Nach einer halben Stunde leuchten rechter Hand die ersten Gipfel der *Cordillera de Domeyko* auf, der niedrigere Rücken der *Cordillera del la Sal* ruht noch im Schatten. Dann wird das Grau immer weiter nach unten gedrängt, und mit einem Schlag leuchtet plötzlich die gesamte Ebene im Morgenlicht. Grüne Grasbüschel, dazwischen Weiß. Salz oder Reif? Beides kann sein. Diesmal sind wir wahrlich zur rechten Zeit an der Laguna. Nach fröhlicher Begrüßung durch unsere neuen Freunde machen wir uns sofort auf den Weg, die Flamingos zu betrachten. Heute brauchen wir kein Eintritt zahlen. Dafür frühstücken wir gemeinsam mit Lucas, Carolina und Manuel, der heute die Rolle des Kochs spielt. Es gibt *sopaipillas*, in Öl ausgebackene Teigfladen, die ein wenig wie Corn-Flakes schmecken. Manuel wirkt von allen am indianischsten, mit bronzener Haut, schmalen Gesichtszügen, langem, dunklem Haar und teilweise traditioneller Kleidung. Er ist ebenfalls Führer, aber er baut hier am Eingang des Nationalparks gerade einen Kunsthandwerksladen auf. Leider verkauft er das übliche Andenkengemisch. Mit einer etwas ausgefalleneren Auswahl würde ich mehr Erfolg erwarten. Manuell ist sehr belesen, sehr informiert und an allem sehr interessiert. Sammelt anscheinend Videos und Filme über die traditionellen Kulturen hier und anderswo. Seine Sprechweise ist etwas ungewohnt. Er wirkt sehr ruhig, aber seine Sätze kommen stets sehr kräftig, fast explosiv. Wir müssen uns an eine Schilderung aus Higuerillas erinnern, wo uns jemand erklärte, daß die *indígenas* wenig sprechen. Oft sitzen sie stundenlang beisammen um zu trinken, ohne ein Wort zu sagen. Und dann, mit einem Mal, gehen sie aufeinander los. Es scheint so, als ob ihre verbalen Äußerungen für sie nicht so beiläufig und unbedacht möglich sind, wie für unsereinen.





Impressionen aus dem *Valle de la Luna*

Wir erfahren mehr von den *aillos* und ihren Bewohnern. Die Feste für den Dorfheiligen dauern genauso wie der Karneval jeweils drei Tage. Nur in *Toconao* feiert man jeweils eine Woche, da man drei bis vier Tage braucht, um den Abschied von der Feierei zu feiern. All die Wegweiser, die wir unterwegs gesehen haben, weisen auf ein *aillo* hin: *Coyo, Quitor, Sequitor*. Die Menschen leben von Handarbeiten und Landwirtschaft, ein wenig vom Tourismus. Und ein paar Familien gehen noch in die Berge auf die traditionellen Ziegen-Weiden auf der Hochebene, der *Puna*. Man nennt diese Menschen, die noch mit Sack und Pack, also Ziegen, Eseln und der ganzen Familie auf die Hochweiden ziehen *trashumantes*. Früher sind die Familien auch bis nach Argentinien und Bolivien gezogen. Dort tauschte man auf den Märkten die Produkte der unterschiedlichen Regionen. Heute ist

Auch ein Bewohner der Laguna bzw. des Salars: *Liolaemus fabiani*

das nicht mehr möglich, da die einzelnen Staaten die Grenzen für jede Art von Vieh und Pflanzenprodukte gesperrt haben. Aus Angst vor der Ausbreitung von Vieh- und Pflanzenkrankheiten.
„Das ist der Preis!“ meint Manuel.
Als Ersatz hat man eine neue *feria* eingerichtet, aber die Menschen kommen nun mit Autos dorthin, das ist aber letztlich nur halber Ersatz.
„Es ist nicht mehr das, was es mal war.“

Gegensatz: üppiges Grün im *quebrada* bei *Toconao*

Über Mittag besuchen wir den Q*uebrada de Jere* bei *Toconao*. Dieses tief eingeschnittene Tal wird von einem Flüßchen durchzogen, das ständig Wasser führt, Im krassen Gegensatz zur trockenen Umgebung strotzt das Tal nur so von Grün. In seiner gesamten Länge sind Gärten angelegt, dazwischen ein paar Grillplätze für die Menschen aus dem Ort. Da Winter ist, finden wir außer ein paar *huesillos*, Pfirsichresten kaum Früchte. Nur an den Chañar-Bäumen hängen noch die Fruchtschoten. Der Baum hatte für die Atacameños früher große Bedeutung, da er sowohl für ihre Ernährung als auch für das Vieh wichtig war. Aus den Früchten macht man ein Mehl, genauso wie aus der Frucht des Algarrobo-Baumes. Das Tal hat eine Menge romantisch-idyllischer Orte, von steilen Abbrüchen und sandigen Dünen eingefaßt.

Der Nachwuchs zeigt, das man die *cueca* auch feurig tanzen kann

Schon im *quebrada* hat es ganz schön gezogen. Doch auf der Rückfahrt staunen wir nicht schlecht. Über die salzige Ebene fegt ein ausgeprägter Sandsturm. Kaum Fernsicht, und dichte Schleier wedeln über die Fahrbahn. Glücklicherweise mindert der grüne Gürtel um San Pedro die Auswirkungen des Windes, so daß man es dort ganz gut aushalten kann. Wir bummeln noch durch den Ort, um mal wieder das Flair zu spüren. Und Anke ersteht – wir müssen ja unserer Rolle als Tourist gerecht werden – eine 20 Jahre alte Decke. Auf dem zentralen Platz vor der Kirche findet ein Folklorefest statt. Erstmals haben wir Gelegenheit, hier die berühmte *cueca* zu sehen. Der chilenische National-Tanz, bei der beide Partner mit Taschentüchern umherwedeln. Allerdings recht müde. Das heißt, nicht nur die Wedelei ist müde, auch der Tanz, und bei der Tänzerin hat man den Eindruck, daß sie gleich beim nächsten Schritt einschläft. Merkwürdigerweise steht nach Abschluß aller Tänze dieses schläfrige Paar auf der obersten Stufe des Siegerpodestes. Völlig unverständlich. Da haben die Indios und Kindergruppen besser getanzt. Aber vielleicht haben unsere ungewohnten Augen das versteckte Feuer der *cuenca* übersehen?
Unser Abendessen nehmen wir diesmal bei einem ausgewanderten Italiener zu uns. Sehr gut, aber auch nicht ganz preiswert. Da empfehlen wir doch lieber das „Adobe“, das bei vergleichbarem kulinarischem Niveau ein wirklich ausgezeichnetes Tagesmenü für 5.500 Pesos anbietet. Man muß *San Pedro* ganz allgemein zu Gute halten, daß das Preis-Leistungs-Niveau viel besser ist, als der Ruf, vor allem wenn man es mit *Torre del Paine* vergleicht. Und das allgemeine Küchenniveau ist bestens, wobei sich die Küchenchefs sichtbar bemühen, auf lokale Produkte und auch die traditionellen Getreidesorten zurückzugreifen. Wie in anderen Lokalen auch gibt es hier eine Ausstellung: eindrucksvolle erdige Kopien frühzeitlicher Felszeichnungen und Ritzzeichnungen auf Baumwolltüchern. Sind sehr angetan, reißen uns aber zusammen. Den Rest des Abends verbringen wir wieder in unserer Lieblingsbar am Feuer.

943. (So. 26.08.07) Haben uns entschlossen, doch noch mal nach den vorkolumbianischen Altertümern zu schauen. Aufgrund der Empfehlungen von Lorena, Pablo und Alfaresco schlagen wir uns in das Seitental Richtung *Rio Grande*. Ein verdächtiges Haus am Straßenrand läßt uns stutzen. Gut gebaut, sauber eingedeckt, neue Tür aus Kaktusholz. Also keine Ruine, aber auch ohne erkennbare Funktion. Das Haus kann doch nur den Zugang zu den Petroglyphen markieren. Wir folgen den Fahrspuren, die sich im Gelände verlieren. Erstmal dahin, wo die meisten hinführen.

„Sieh mal da vorn!“

„Wo?“

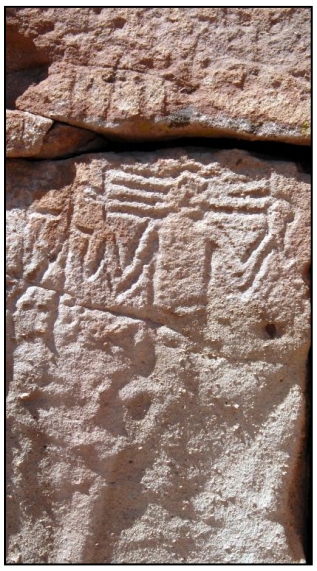
„Vorne links, gleich über dem Boden!“

Ein ausgeprägtes Llama oder Guanaco begrüßt uns von einer senkrechten Felswand. Wir lassen den Wagen stehen und machen uns zu Fuß weiter auf die Suche. Ohne Mühe finden wir Zeichnung auf Zeichnung. Llamas sind die vorherrschenden Motive. An einer Stelle tauchen auch zwei Füchse auf, aber bei ihnen drängt sich bereits der Verdacht mangelnder Authentizität auf. Der wird noch stärker bei Motiven, die Minenarbeiter und einen Lkw zeigen. Es gibt leider viel zu viele Idioten. Das man den alten Künstlern im jugendlichen (?) Überschwang nacheifert, kann man ja noch verstehen. Aber da kann man ja wenigstens einen ausreichenden Anstandsabstand halten. Wie man seine Ritzungen auch noch in eine präkolumbianische Petroglyphe treiben kann, ist aber reichlich unverständlich. Glücklicherweise nimmt der Vandalismus mit der Entfernung ab. Lange suchen wir, bis wir schließlich auch menschliche Figuren entdecken. Anke möchte so gerne einen Schamanen entdecken. Das ist ja auch was ganz anderes als so ein schnöder Minenarbeiter. In den Schutt- und Kieselfeldern am Fuß der Felswände entdecken wir schwarze Steine, die durchaus zugehauene Faustkeile und Schabewerkzeuge sein könnten. Zumindest ähneln sie verblüffend den Exponaten im Museum von *San Pedro*. Wir erforschen nebenbei auch noch eine enge, eben in der Nähe beginnende Schlucht. Keine Gravuren, aber eine beeindruckende Szenerie aus verwegen ausgewaschenem Vulkangestein.

Guanacos und Vicuñas sind bevorzugte Motive der alten Atacamenen

Nachdem wir uns sattgesehen haben und auch die Sonne schon unbarmherzig auf Kopf und Inhalt niederbrennt, steigen wir wieder ins Auto und fahren weiter Richtung *Rio Grande*. Dieses kleine Nest, das Ortsschild verkündet stolz, daß es von 93 Seelen bewohnt wird, ist noch recht unverfälscht erhalten. Hier scheint die Zeit stehen geblieben. Adobehäuschen in gutem Zustand, manche sichtbar neu wieder hergerichtet. Ihre Dächer ziert jeweils ein kleines Holzkreuz. Ist das Dach neu eingedeckt, erkennt man noch bunten Schmuck an diesen Kreuzen. Wenige Menschen halten sich im Freien auf, die in aller Ruhe ihrem Tagewerk nachgehen, ein Lkw, der seine Herkunft aus vergangenen Tagen ebenfalls nicht verleugnet, und eine wunderschöne alte Adobe-Kirche. Wir können sie zwar nicht betreten, dafür aber den Glockenturm besteigen. Mal was anderes.

Original oder Fälschung?



Schamane

Leider stellt sich heraus, daß wir der Straße nicht weiter folgen können. Wären gerne

auf einer Rundtour zurückgefahren. Aber ein Erdrutsch zwischen *San Pedro* und dem nächsten Ort hat die Straße blockiert. Also wieder retour. Noch zweimal versuchen wir weitere Abstecher in petroglyphenverdächtige Ecken, haben aber keinen Erfolg. Dafür begegnen wir einem Vizcacha (*Lagidium viscacia*), das hoch über uns an der Kante einer Steilwand in eleganten Sprüngen von dannen hüpft. Durch ein fruchtbares Flußtal kehren wir wieder zurück zur asphaltierten Hauptstraße und dann nach *San Pedro*.

In *Rio Grande* ist die Zeit stehen geblieben

944. (Mo. 27.08.07) Um 04:00 fiept die Armbanduhr. Ganz unnötig. Meine innere Uhr funktioniert noch gut. Ich bin bereits seit 10 Minuten wach. Halte die Uhr schön über Ankes Ohr, bis sich das gewünschte Resultat einstellt. Erstaunlicherweise keinerlei Wehklagen und lautstarke Proteste. Wir schlüpfen beim Schein unserer Kopflampen aus den molligen Schlafsäcken und in die eisigen Klamotten. Außerhalb der Zeltleinwand ist es noch eisiger. Es ist finster, aber immerhin, wir haben Vollmond. Schnell mit Eiswasser die Zähne geputzt, noch einen Wasserkanister geschnappt, und dann ins Auto. Glücklicherweise heizt der dicke Diesel recht schnell. Langsam nageln wir aus den engen Gassen des schlafenden *San Pedro*. Ein Teil der vielen Stopschilder können wir heute getrost ignorieren, und nach dem letzten befinden wir uns auf der Piste, die uns die nächsten 90 km nach *El Tatio* bringen soll. Jenseits der Ortsgrenze ist sie zunächst in hervorragendem Zustand und wir rasen mit fast 100 km/h dahin. Die hohe Geschwindigkeit fördert wohltuend die schnelle Heizleistung unseres „Booby“. Leider ist die Freude nur von kurzer Dauer. Nach einigen Kilometern wandelt sich die feste, glatte, Lehmdecke in ausgeprägtes Wellblech. Solange wir knappe 80 Stundenkilometer halten können, läßt sich auch das gut an, doch leider beginnen bald auch zahllose Kurven und Kehren, die uns an den Flanken kaum sichtbarer Berge in die Höhe führen. Hier müssen wir runter mit der Geschwindigkeit, und die vielen Brems- und Beschleunigungsvorgänge unserer Vorgänger haben das Wellblech an solchen Stellen meist in seine übelste Form gebracht. So holpert und rumpelt der Wagen um die Kehren und wir werden gestoßen, gerüttelt und geschüttelt - aber nicht gerührt. Kommen uns vor wie der Martini von James Bond. Schlimmer als die Kurven sind die Steigungen. Auch hier meist böses Wellbech. Das Heck schwänzelt zum Gotterbarmen nach rechts und nach links. Stellenweise muß ich Gegenlenken wie auf schönstem Glatteis. Ich liebe ja den Hinterradantrieb aus Zeiten ohne ABS und ASR, als man derartige Autos noch mit dosiertem Tritt aufs Gaspedal wohlgezielt um die Ecken schleudern lassen konnte. Aber die trägen

Gotteshaus von *San Pedro de Atacama*

Adobe-Altar, *San Pedro de Atacama*

Blattfedern lassen die Antriebsräder scheint´s mehr Zeit in der Luft als auf dem Boden verweilen. Die Amis bauen ja leider noch bis heute ziemlich viel Steinzeittechnik in ihre Automobile. Fehlt nur, daß die Hinterrad-Achse eine schlichte Starrachse ist. Wie dem auch sei. Wir schwänzeln in die Höhe. Dafür müssen wir dem Chevy immerhin zu Gute halten, daß er uns doch noch recht komfortabel nach oben holpert, und vor allem, daß sein Motor die Arbeit in der zunehmend dünneren Luft der Höhen klaglos und scheinbar unbeeindruckt erledigt.

Naturpools bei *El Tatio*

Als es schließlich dämmert, befinden wir uns auf einer Hochebene. Linker Hand Hügel, rechter Hand die Kulisse von Kegeln und Kegelstümpfen. Alles Vulkane. Hin und wieder leuchten Schneefelder auf. Das Fahren läßt sich wieder gut an und wir kommen schnell voran. Eine verlassene Siedlung huscht vorbei. Relikte früherer Bergbauaktivitäten auf rund 4.000 Metern Höhe.

Wir überqueren eine flache Kuppe und fast unbemerkt öffnet sich der Blick nach Westen in eine leichte Senke. Graue Bergkulissen, ein graues Becken, darin hellgraue Schwaden.
„Augen links!“
„Da ist es.“
Bin vom sich entwickelnden Anblick so fasziniert, daß ich beinahe am Nationalparkhäuschen vorbeifahre. Eintritt muß sein, auch müssen wir uns in eine Besucherliste eintragen. Wahrscheinlich wird durchgezählt, wieviel Besucher hineinfahren und wie viele wieder rauskommen. Das erleichtert vermutlich die abendliche Suche nach gesottenen Touris. Ohne Grund??? Schilder warnen vor brüchigen Oberflächen und geben Rat, wie man Erste Hilfe bei Verbrühungen und Verbrennungen leistet. Im einfachen *Refugio* neben dem Eingangshäuschen stehen zwei Krankenliegen bereit. Ah ja.

Wir haben den Eindruck, daß das vor uns liegende Geysirfeld sich ausweitet und die Dampfschwaden dichter und höher werden. Schnell hin. Wie gut, daß gerade ein Tour-Micro kommt. Da hat man gleich viel mehr Mut bei der Fahrt durch die überall dampfende und spuckende Ebene. Die Piste führt in der Tat auch durch das Geysirfeld. Es dampft links, es dampft rechts, es dampft auf und auch *aus* der Piste. Irgendwie haben wir ein gutes Gefühl, als wir das Auto endlich abstellen können.

El Tatio und großer Besuch

Welch ein Anblick: Fliehende *Vicuñas* im Geysirfeld

Noch schnell ein paar zusätzliche Kleidungsschichten übergezogen, Handschuhe an, Kopfschutz aufgesetzt. Wir befinden uns auf rund 4.300 Metern Höhe. Die Sonne ist noch nicht zu sehen. Die Luft ist eisig. Überall Eisplatten und Eisbahnen. Klarer Fall von Minuswerten.

Die nächsten zwei Stunden verbringen wir mit wechselnden Gefühlen in einer bizarren Welt. Hier brodelt es, da spuckt es, und dort dampft es mit Getöse. Sanft blasende Löchlein im Erdboden wechseln mit Pilzen, Pyramiden oder unregelmäßig geformten Gebilden, oben kochend heiß, an den Flanken Eis. Manche Geysire erfreuen uns mit wahrhaft geregelter Arbeitseinstellung, zum Beispiel 15 Sekunden Fontäne, 90 Sekunden Ruhepause. Andere lieben das Überraschungsmoment. Löcher, die scheinbar inaktiv sind, entwickeln sich auf einmal zu schönsten Nebelwerfern. Das Angenehme: die Nebel sind warm. Weniger angenehm: manche sind mit einem dezentem Schwefelparfüm behaftet. Wir mit zunehmender Aufenthaltsdauer auch. Zumal wir die Gelegenheit nutzen, uns in den warmen Dämpfen aufzuwärmen. Sehr, sehr angenehm. Dumm nur, daß meine Kamera mittlerweile selbst in Minusgerade abgeglitten ist. Beim nächsten Fotoversuch stelle ich verblüfft fest, daß die Frontlinse völlig vereist ist. Wie bekommt man das Eis wieder weg? Anhauchen? Fehlanzeige: verstärkt die Eisschicht. An den Körper nehmen? Arrg, Schauder. Glücklicherweise schwingt sich die Sonne über die Kante, sie hatte ihr Erscheinen bereits flammendrot auf den Gipfeln im Westen angekündigt. Ihr gelingt es, das Eis zu beseitigen. Es verdampft einfach so von der Linse, wie es gekommen ist. Mit der Sonne kommt eine gewisse Wärme, und es kommen neue Bilder und Eindrücke. Gespenstische Gestalten in leuchtenden Nebeln. Und Farben tauchen auf: Gelbe Schwefelablagerungen, rötliche, bräunliche und grünliche Algen. Weißes, graues und grünliches Eis.

Ich lasse mich aufwärmen und einnebeln
Foto: Anke Preiß

Es dauert gar nicht lange, da werden unsere Mittouristen weniger. Einige sind zum nahen Schwefelpool abgewandert, andere nach einem schnellen Stehfrühstück anscheinend schon auf dem Rückweg. Es bleibt ein Schweizer Ehepaar mit Privatführer: sie sitzen in Campingstühlen an einem Picknicktisch, mit traditionell gewebter Tischdecke. Und es bleiben wir. Nachdem wir unseren Gaskocher ins schützende Auto verfrachtet haben, klappt es auch mit dem Kaffeewasser[3], und wenig später genießen wir unter den wohltuenden Strahlen der Sonne ein Frühstück mit Geysirblick. Die Aktivität der Geysire läßt merklich nach, und gegen neun kann man sich schon gar nicht mehr vorstellen, wie es eine Stunde zuvor ausgesehen hat. Wir wollten Schilderungen über die nachlassende Tätigkeit der hiesigen Geysire nicht recht glauben. Aber es ist wirklich so: Sie haben ihren Rhythmus, und der bedeutet größte Aktivität zwischen sechs und acht, und um neun haben sich die meisten zurückgezogen, fast wie abgeschaltet. Nur der 90-Sekunden-Schläfer ist weiter unverdrossen auf Schicht. Dafür sorgt jetzt die Vogelwelt für Kurzweil. Schwarzköpfige (Black-Headed Sierra-Finch – *Phrygilus atriceps*), Rotrückige (Black-Headed Sierra-Finch – *Phrygilus dorsalis*) und Bleifarbene Sierra-Finken (Black-Headed Sierra-Finch – *Phrygilus unicolor*) geben sich ein Stelldichein und suchen nach den hinterlassenen Krümeln. Selbst Anden-Möwen inspizieren die Hinterlassenschaften. Ein Ausruf der Schweizerin macht uns auf eine kleine Schar Vicuñas (*Vicugna vicugna*) aufmerksam, die vor unserer Nase durch die verbliebenen Geysirschwaden zieht. Unsere ersten! Leider sind doch nicht alle Touristen weg, und ein unbeherrscht heranlaufender Fotomane[4] scheucht sie prompt in die Flucht.

Andean Gull

Black-Headed Sierra-Finch

Plumbeous Sierra-Finch

Rotrückiger Sierra-Finch

Irgendwann sind wir wirklich die letzten. Einem menschlichen und unvermeidlichem Bedürfnis folgend schlage ich mich in Richtung einer nahen Adobe-Ruine, als ich im Augenwinkel eine Bewegung wahrnehme. Stehenbleiben, das Gelände absuchen. Und – ich habe unerwartetes Glück. Gar nicht so weit von mir entfernt sitzt eine hasenartige Erscheinung. Ein Vizcacha (*Lagidium viscacia*). Diese possierlichen Tierchen gelten als sehr scheu, aber meins hier scheint von meiner Anwesenheit recht unbeeindruckt und ich kann mich vorsichtig nähern. Dann entdecke ich ein weiteres. Ich verfolge die beiden in den nahen Felsengarten. Sie sind so wenig scheu, daß ich ihrem Treiben eine ganze Zeit folgen kann. Sie fressen von dem überall wachsenden Grasbüscheln. Wenn sie schnell unterwegs sind machen sie Sprünge, die irgendwie an Känguruhs erinnern, aber auch an die erhabene Eleganz der Antilopen. Ihre Ohren sind auffallend, aber bei weitem nicht so lang wie die Löffel unseres Hasen. Ihr Fell ist sandfarben mit bräunlichem Schimmer. Und im Gegensatz zu Meister Lampe haben sie einen langen Schwanz, der ihnen beim Steuern der langen Sprünge hilft, so wie bei den Eichhörnchen.

Ungewohnte Gangart

[3] Ins Auto mußte der Kocher vor allem, um unserem kleinen Gasbrenner Windschutz zu gewähren. Außerdem ist im Auto die Umgebungstemperatur etwas förderlicher. Aufgrund der großen Höhe wird der Kaffee dennoch nicht richtig heiß, das Wasser siedet halt schon vor Erreichen der 100°C.

[4] Ich war´s nicht, Anke kann das bezeugen!

Ich rufe vorsichtig Anke herbei, und nach einigem Suchen finden wir mindestens fünf Tiere, die sich in unserer Nähe tummeln.
Wir sind begeistert und beglückwünschen uns zur Idee, mit einem Mietwagen zu fahren. Gebunden an eine geführte Tour hätten wir all dies nicht gesehen. Und – eine schnelle Kalkulation macht deutlich – ohne Mietwagen wäre uns der Ausflug auch noch teurer gekommen. Die Touren der gewerblichen Anbieter sind nicht gerade preiswert. Dazu käme die Anreise per Bus und eventuell teurere Übernachtungen und Essen, da wir vielleicht kein Zelt oder nicht so viel Lebensmittel mitgeschleppt hätten.

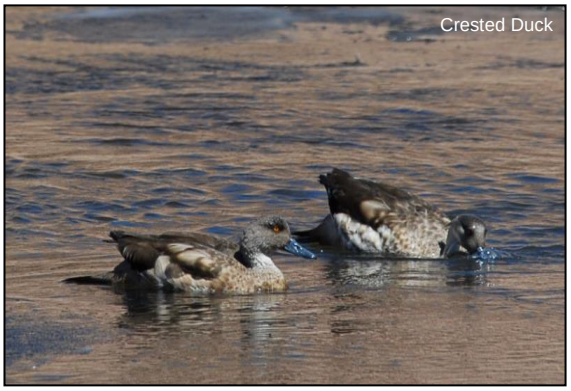
Über einen kleinen Rundweg durchs Geysirtal erreichen wir den kleinen Badeplatz. Schlaue Menschen haben ihn nach Süden und Westen, den Hauptwindrichtungen, mit einer schützenden Mauer umgeben. Ich zögere nicht lange und wenige Augenblicke später stürze ich mich splitternackt in die thermischen Fluten. Irritiert stelle ich fest, oben ist das Wasser warm, unten kalt. Und insgesamt könnte es temperierter sein. Möglichst waagerechte Schwimmlage ist gefragt. Zielstrebig paddle ich zu den Rinnsalen, die dieses Naturbassin füllen. Dort ist es auch deutlich wärmer, auch wenn die Schichtung bleibt. Bis ich mich beinahe verbrühe. Habe eine Stelle gefunden, an der aus einer unsichtbaren Quelle heißes Wasser direkt in den Pool strömt. Hier paddle und strample ich so lange, bis ich mir ein angenehm warm durchmischtes Umfeld geschaffen habe. Für Unbill sorgt dann das überraschende Auftauchen einer gemischtgeschlechtlichen Gruppe Parkranger, die den verbliebenen Müll der morgendlichen Touri-Invasion beseitigen. Ich eile schnellstens zu meinem Klamottendepot und streife mir eine Badehose über. Nicht, daß ich öffentliches Ärgernis auslösen möchte. Nachdem wir wieder Entwarnung geben können stürzt auch Anke sich ins schweflig-salzige Naß.

Zwei Vizcachas

Auf der Rückfahrt genießen wir die Aussichten, die sich nun, bei Tageslicht ergeben. Im Tal der Geysire und den anschließenden Flächen des Altiplano begegnen wir immer wieder neuen Vicuña-Herden. Bei manchen fällt uns eine ganz ungewöhnliche Gangart auf. Es ist kein Galopp, aber auch kein Paßgang. Schließlich haben wir mehr als 70 Individuen gesehen. Mal wandernd, mal grasend, mal an einem Wasserloch. Überhaupt gibt es hier oben viel mehr Wasser, als wir vermuteten. Die Hänge sind mehr oder weniger dicht von Gräsern oder niedrigen Büschen besiedelt. Und die mäandernden Strukturen der Sände weisen auf periodische Fluten und Abflüsse hin. Direkt neben der Piste finden wir einen kleinen See, den wir auf der nächtlichen Anfahrt gar nicht wahrgenommen haben. Wir bleiben stehen, so wie wir ankommen. Direkt nach einer Kurve. Und verursachen fast einen Unfall. Da war doch tatsächlich noch ein Auto hinter uns unterwegs, und dessen Fahrer konnte nun wirklich nicht erwarten, daß mitten auf der Piste ein paar Verrückte (wir) parken und den Weg blockieren. Aber was gab es nicht alles zu sehen?

„Willste Ärger? Kannste haben!“
Crested Duck und Andean Coot sind sich uneins:

Speckled Teals (*Anas flavirostris*), Crested Ducks (*Anas specularoides* oder *Lophonetta s.*), Andean Coots (*Fulica americana*), Puna Teals (*Anas puna*), Giant Coots (*Fulica gigantea*) und eine ganze Schar Anden-Gänse (*Chloephaga melanoptera*). Vor den Hängen der Berge zieht ein Puna Hawk (*Buteo poecilochros*) seines Weges. Wieder freuen wir uns über das gemietete Auto. Mit einer der üblichen Touren hätten wir gar nicht halten können. Ganz abgesehen davon, daß wir längst wieder in *San Pedro* wären und wahrscheinlich keins der Tiere auch nur ansatzweise gesehen hätten.


Crested Duck

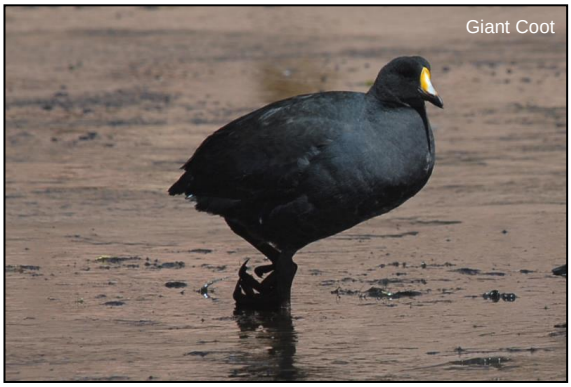
Aus dem einen und anderen Vulkankegel steigen tatsächlich sichtbare Dämpfe und Rauchschwaden gen Himmel. Und schließlich öffnet sich der Blick auf die tiefer gelegene Ebene des *Salar de Atacama*. Größer als der Bodensee verliert sich seine graue Fläche in der dunstigen Ferne.

Puna Teal

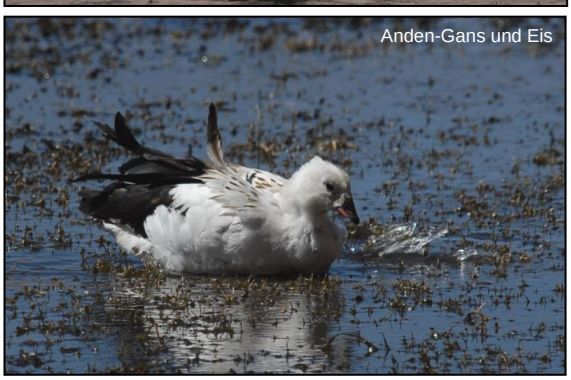
In *San Pedro de Atacama* nutzen wir noch mal die Gelegenheit und essen ein gutes, preiswürdiges Mittagsmenü und duschen noch schnell auf unserem Campingplatz. Und ich ringe mich doch noch durch und erstehe einen von einem Künstler gestalteten Wandbehang, der eins der alten Petroglyphen-Motive zeigt. Dann geht's leider zurück nach *Antofagasta*. Doch wieso leider, unsere trockene Haut und die spröden Lippen werden es zu danken wissen.

Speckled Teal

Abschließend bilanzieren wir unseren Ausflug. Wir hätten alle Straßen und *dirt roads* allen Warnungen zum Trotz auch mit einem ganz normalen Auto befahren können. An ein paar Stellen hätte das natürlich ganz langsames, genau abgezirkeltes Fahren bedeutet, das sicher an den Nerven gezehrt hätte, da man ja vorher nie weiß, wie lang diese schwierigen Passagen sind. Aber es wäre gegangen. Nur in der Furt wären wir wahrscheinlich ernsthaft hängen geblieben. Aber vielleicht hätten wir es gar nicht erst versucht. Andererseits war der Pickup wesentlich komfortabler und erlaubte auch eine wesentlich höhere Reisegeschwindigkeit unter schlechten Bedingungen. Ein Vierradantrieb dagegen war überflüssig und hätte nur mehr gekostet.


Giant Coot

945. (So. 02.09.07) Es ist schlechterdings unfaßbar. Da ist man aus Deutschland aufgebrochen, um mal für eine gewisse Zeit weg vom „normalen Leben" zu sein, keine Nachrichten, keine Politik, kein Radio, kein Fernsehen usw. usw., und nun das. Und? Wer ist schuld? Auch ich selber! Als wir lossegelten, gab es ja kaum Elektronik außer der für die Navigation an Bord. Keine elektronische Seekarte, kein Amateurfunk-Gerät, nichts dergleichen. Gerade mal ein Notebook, ohne genau zu wissen, wofür eigentlich. Nur eine konventionelle Spiegelrefleks und ein klitzekleines digitales Fotospielzeug für Anke. Und nun? Mittlerweile brummen hier die Elektronen. Neben dem Notebook gibt es einen fest installierten Navicomputer. Beider Festplatten sind gespickt voll mit elektronischen Seekarten und elektronischen Handbüchern. Natürlich gibt es auch eine Amateurfunke und ein Pactor-Modem, um Wetterdaten und Emails zu empfangen. Von einer digitalen Refleks ganz zu schweigen. Und da all diese Gerätschaften natürlich Energie benötigen, zutzelt jetzt ein fetter 1.500 Watt-Inverter an den Bordbatterien, um bei Bedarf aus 12 V Gleichstrom wieder 220 V Wechselstrom zu machen. Und, die Nicht-Erreichbarkeit gibt es


Anden-Gans und Eis

zwar noch, aber sie reduziert sich in Zeiten des Internets und der kabellosen Verbindungen zunehmend. Mittlerweile haben wir die Möglichkeiten des W-Lan ja entdeckt, da unser Notebook bereits mit allen erforderlichen Hard- und Softwarekram ausgestattet ist. Und was stellen wir fest? Hier in *Antofagasta* gibt es zwar ebenfalls W-Lan, aber schwach, wir bekommen an Bord keine Verbindung. Das Gejammer ob dieses unhaltbaren Zustandes wird größer. Zu unserm (Un-)Glück, Lars von der SATUMAA weiß Rat und gibt uns eine Internet-Adresse. Nach kurzer Information stürzen wir in die Stadt. Erstehen eine WiFi-USB-Adapter, zwei USB-Verlängerungskabel, eine Pinwand aus feinem Drahtgeflecht aus dem Baumarkt. Alles zusammen kostet uns knapp 33 Euro. Nun wird ein wenig an der Pinwand gebogen, ein zentrales Loch hineingeknipst, noch ein wenig getüftelt, und dann wandert die fertige Pintenna ins Rigg. Das Ende der Verlängerungskabel wandert dagegen in einen USB-Slot des Notebooks, und siehe da: an die 20 kabellose Netzwerke sind plötzlich erreichbar.[5] Ja, und warum die Aufregung? Man halte sich fest: jetzt können wir per Computer und kabellos deutsches Radio empfangen. Zum Beispiel heute um 05:00 Uhr Echtzeit, also zur Unzeit, Mare-Radio mit unserem eigenen Interview hören. Na, war nicht so dolle, Thema war „Verbrechen“, aber irgendwie scheinen den Autoren der Sendung die Ideen gefehlt zu haben, dabei gibt es da doch die dollsten Stories. Vielleicht fehlte ja auch nur das Geld. Wer weiß? Die Kassen sind ja überall leer.

Unsere „Pintenna“ in der Urversion, mittlerweile ist sie deutlich verbessert

Was macht dieser kleine Kerl in *Antofagasta*?

946. (Mi. 05.09.07) Die wichtigste Zeile des heutigen Logbucheintrags:
„18:00 LT, SW 3, 8/8 Bedeckung, 1016,4 hP. Starker Schwell.“
Nach belanglosen Tagen sorgt heute das Meer für Unruhe. Die Wetterkarten sahen gar nicht so schlimm aus, aber vor Chiloé hat sich offenbar der Pazifik entschlossen, mal richtig Kraft abzulassen. Von den um die 8 m Wellenhöhen, die dort anscheinend herrschen, sendet er kräftige Grüße bis weit in den Norden. Auf den Riffs vor der Hafeneinfahrt bricht sich der Schwell, und in regelmäßigen Abständen folgen ein paar größere Wellen, die sich quer über die ganze Einfahrt brechen. Entsprechend unruhig ist es hier drinnen. Die Boote fahren wie die Wilden durch den Raum, den die Leinen lassen. Vor und zurück, pendeln mit Bug und Heck nach back- und nach steuerbord. Ich wundere mich, wie die Taucher, die die Grundgeschirre der Mooringleinen und Pontons warten sollen, dabei arbeiten können. Das Wasser selbst ist gar nicht so unruhig, aber Stege und Boote rucken ununterbrochen in die Leinen. Und unwillkürlich stellen wir uns die Frage, ob man das Boot tatsächlich vier Wochen lang allein in diesem Hafen lassen kann.

947. (Do. 06.09. – Sa.08.09.07) Die Nacht war reichlich kurzweilig. Genauer, bei dem Geschaukel des Bootes, dem Einrucken in die Leinen, deren Ächzen und Stöhnen und Knacken war an Schlaf nicht zu denken. Am Vormittag dann, wir haben uns gerade zum Tagesgeschäft durchgerungen, bricht eine unsere Festmacherleinen. Wir betrachten das als Zeichen und fühlen uns gar nicht mehr wohl. Anders gesagt, wir haben Bedenken, das Boot hier alleine zurück zu lassen. Daß die *Marineros* nachts angerufen wurden und im Club eine Nachtwache einrichteten, haben wir erst später erfahren. Unser Entschluß steht dagegen fest, wir verschieben unseren Peru- und Bolivienausflug und bringen das Boot nach *Iquique* oder *Arica*. Anke telefoniert schon fleißig mit den Clubs, um günstigere Liegegebühren auszuhandeln.

Bahnhof *Antofagasta*

[5] Für die, die es selber probieren wollen: Eine Fülle von Anregungen finden sich unter http://www.exe64.com/mirror/wokfi - Hi-Speed-W-Lan-Antennen Marke Woktenna, Wifry oder Wokfi für den kleinen Geldbeutel

Größenunterschiede:
Ankes Lieblingsgefährt
und mein Lieblingsgefährt

Und, kaum zu glauben, aber wir finden noch die Zeit für einen Museums-Rundgang. Genauer: wir gehen rund, von einem Museum zum nächsten. Alle geschlossen und verriegelt. So was. Immerhin, ein „Halb-Museum“ können wir dann doch besuchen. Das Gelände des ehemaligen Bahnhofs von *Antofagasta* scheint heute im Besitz eines Bergbau-Unternehmens zu sein, aber es ist recht interessant gestaltet, und man kann es in Begleitung besichtigen. So tauchen wir ein in eine vergangene Zeit. Im Umfeld des historischen Bahnhofsgebäudes wird eine teilweise prächtige Vergangenheit lebendig, die für die Reichen sicher angenehm war, für die Arbeiter, die in den Minen schufteten sicher alles andere als das. Auf Ausgleich in der Kassenbilanz waren dann so tatkräftige Männer bedacht, wie Robert Leroy Parker und Harry Longabaugh. An sie erinnert ein alter unscheinbarer Waggon mit Wandungen aus kräftigen Holzbohlen, eine *gondola metalera*, ein Waggon zum Metalltransport. Er diente offenbar als wichtiges Requisit bei einem der Umverteilungvorhaben.[6] Einige der historischen Personenwaggons dienten vor nicht allzu langer Zeit als hochheilige Fortbewegungsstätte. Anläßlich eines Chilebesuchs des letzten Papstes wurden sie hergerichtet, um ihm eine besondere Fahrt in die Umgebung bieten zu können. Skurril ist dagegen das kleine Inspektionsfahrzeug. Gewissermaßen eine motorisierte Fortentwicklung der Draisine in schon ausgesprochen windschlüpfriger Form. Anke kann es nicht lassen und schlüpft in dieses wahre Kraftei hinein. Aber mich, ja mich als alten Auto- und Motorradfan begeistert am meisten ein alter, feuerroter und immer noch fahrbarer Feuerlöschwagen. Von so was hab ich schon als Kind geträumt.

09.09. – 09.09.07
Antofagasta – Caleta Constitución
24,6 sm (16.309,4 sm)
Wind: S 4-5, S 6-7, SSW 5
Liegeplatz: vor Anker

948. (So. 09.09.07) Irgendwie fällt das Scheiden doch schwer. Der Manager des Clubs, den wir sonst kaum zu Gesicht bekommen, entläßt uns mit bedauernden Worten und schenkt uns noch eine CD, in der ein wenig Historie über die Salzminen dargestellt wird. Auch Theo, der *Contramaestre* ebenso wir die vielen Wachleute scheinen unsere Abfahrt zu bedauern. Pauli und Lars sowie deren Jungs luden uns noch zu einem opulenten Abschiedsmahl ein. Aber wir wollen unseren Entschluß nicht wieder umwerfen.

Kurz vor zwölf kommen wir dann nach endlosen Abschieden und einem auf den letzten Drücker verfaßten Eintrag ins Gästebuch des Clubs endlich los. Der Motor springt ohne Vorglühen an, als ich ihn kurz drehen lasse, um wegen der langen Standzeit zunächst das Öl durchzudrehen. Na, spricht für eine gute Kompression. Sogar die fest verklemmte Mooringleine auf der vorderen Backbordklampe läßt sich nach ein paar Salzwasserpützen lösen, so daß ich nicht heimlich zum Messer greifen muß. Theo schmeißt die Heckleinen los und wir verlassen den dezent allgegenwärtigen Guano-Gestank unseres Steges. Spannend verläuft dann natürlich die Passage zwischen den vor der Hafeneinfahrt liegenden Riffen. Obwohl es heute ruhig ist, rollt die Brandung doch ganz schön daher, und die bescheidene Wassertiefe ist anfangs nicht gerade beruhigend.
Die weitere Fahrt ist dann sehr angenehm. Es weht ein freundlicher Wind, die See hält sich zurück und die Sonne scheint vom blauen Himmel. Leider von der falschen Seite, ständig sitzen wir im Schatten der Segel. Aber, was soll´s, wenn wir nur segeln können. Gestern hatte ich in Tauchermontur den üppig bewachsenen Rumpf noch

[6] Die Träger dieser Namen sind jedermann bekannt, wenn man sich ihre Spitznamen vergegenwärtigt. Es handelt sich um niemand anderes als Butch Cassidy und Sundance Kid.

teilweise gesäubert, so laufen wir heute trotz Restbewuchses noch ganz erträgliche Fahrt. Interessanter Befund bei all der Taucherei: der Propeller war unbewachsen. Das Antibewuchsfett für Propeller scheint hervorragend zu funktionieren.

Mähnenrobbe *on the hop*

Der Wind bleibt sehr freundlich, bläst stets aus einer Richtung, mit der wir leben können und frischt nachher noch ein bißchen auf, so daß die Fock anstelle der Genua ziehen darf. Fast ein perfekter erster Segeltag. Im Dunst taucht allmählich das Vorgebirge auf, das die Bucht von *Antofagasta* nach Nordwesten hin abschließt. Als wir seinen äußersten Zipfel, *Punta Tetas* in einer Meile Abstand runden, besucht uns ein Seebär. Er ist richtig neugierig und macht ein paar Sprünge. Auf unsere Zurufe und Pfiffe hin läßt er sich zu einer ganzen Reihe Sprünge anspornen. Wir sind begeistert. Als Kind habe ich mich immer gefragt, wie es die Tiertrainer in den Zoos hinbekommen, daß die Tiere ihre Kunststücke machen. Aber wenn man sie so in freier Wildbahn sieht, stellt man schnell fest, daß fast alle Tiere gerne spielen und viele der Kunststücke ihrem eigenen Spielbedürfnis und Spieltrieb entstammen. Jenseits von *Punta Tetas* nimmt der Wind weiter zu und wir stürmen nur so voran. Typischer Kapeffekt. Unerwartet schnell passieren wir *Isla Santa Maria* und drehen dann ein, um an ihrer Nordostseite eine Ankermöglichkeit zu suchen. Mittlerweile laufen wir nur unter Groß, um die Fahrt zu reduzieren. Hier müssen wir uns richtig bemühen, um gegen den in der Düse zwischen Festland und Insel weiter verstärkten Wind anzukommen. Wir wundern uns daher auch erst etwas spät, wie tief es hier ist. Nach der Karte sollten wir eigentlich schon ein Echo haben. Aber das Echolot behauptet immer noch „No Echo“, also tiefer als 90 Meter.

„Martin, ich geh mal an den Bug und peile, ob ich was sehen kann.“

(Der Skipper hat eine gute Crew.) Wir laufen auf einen kleinen Sandstrand und einen seitlich davon gelegenen Kiesrücken zu.

„Das sieht wirklich nicht tief aus. Immer noch kein Echo?“

„Nein.“

„Also ich kann mir nicht vorstellen, daß es hier tiefer als zehn Meter ist.“

Ich peile über die Bordwand. Leider ist die Wasseroberfläche sehr unruhig. Aber die Farbe ist doch eher ein Zeichen für Sandgrund, und nicht gerade tief. Man sollte sich mal ein Handlot basteln. Dieses „No Echo“ auf der Anzeige des Echolots stimmt nie und nimmer.

„Laß uns noch mal abdrehen.“

Wir laufen wieder in vermutlich tiefere Gewässer.

„Anke, hole doch bitte mal einen Schraubenzieher, damit wir das Display losschrauben können. Ach, und schalte die Anzeigen doch einfach mal aus und nach zehn Sekunden wieder an!“

Nach endlosen Sekunden, die das Gerät für die internen Prüfungen braucht, tauchen endlich wieder Anzeigen auf, und - siehe da, ein Echo. Bescheidene 10 Meter Wassertiefe. Das ist ja eine plausible Größe. Wir fahren ein paar Testkreise, und dann kreiseln wir noch an ein paar in Frage kommenden Ankerstellen, bis wir uns schließlich einen Platz ausgesucht haben, mit dem wir zufrieden sind. Der Anker faßt mit einem kräftigen Ruck. Einfahren wohl überflüssig. Vor uns liegt ein offenes Fischerboot. Etwas oberhalb des Strandes befindet sich ein kleines Zeltlager. Am Festland zwei Minisiedlungen und an einer Stelle mehrere Pick-ups. Und auf dem Wasser heizen Windsurfer und Kitesurfer. Da denkt man ja, hier am Rande der Wüste droht dem Schiffbrüchigen der schauerliche Tod durch Verdursten, aber heutzutage scheint es in ganz Chile keine unbewohnte oder unbevölkerte Bucht zu geben. Die Wüsten sind auch nicht mehr das, was sie mal waren.

Wir lassen uns jedenfalls nicht beeindrucken und machen uns daran, den Grill in Schwung zu bringen. Der viele Wind erschwert die Angelegenheit zwar, aber schließlich schmurgelt unter dem Deckel ein gutes Stück Fleisch (importiert aus

Paraguay). Mit Rotwein und einem frischen Avocadosalat und gewürzt mit herzhaftem *Chimichurry*, was wünscht sich der Segler mehr, wenn er vor Anker liegt? Vielleicht, daß der immer noch böige Wind nachläßt? Bitte sehr, um 20:45 hat Rasmus den Schalter umgelegt, es herrscht nun Ruhe.

10.09. – 12.09.07
Caleta Constitución - Iquique
209,6 sm (16.519,0 sm)
Wind: S 2-4, W 1-2, Stille, SE 1-2
Liegeplatz: Club de Yates, 9500 Peso/Tag (13,50 EUR)
3 Tage frei

949. (Mo. 10.09.07) Unter grauem Hochnebel verlassen wir frühmorgens unseren Ankerplatz. Das Meer ist ruhig, kaum Wind. Ganz anders als der gestrige Abend. Die Fischer sind schon aktiv. Irgendwann später haben wir genügend Wind, um zu Segeln. Das Groß steht bereits als Stütz, so brauchen wir es nur auszureffen, dann folgt die Fock. Der Motorlärm erstirbt. Welche Wohltat. Anke entdeckt hinter uns eine Robbe und ich pfeife mal wieder, um sie zu Kunststücken zu animieren. Da zischt und bläst es plötzlich neben uns. Was hab´ ich denn da animiert? Ein Delphin war das ja kaum. Bestimmt ein Wal!
„Wo ist er?“
„Da, da ist ein heller Schatten im Wasser!“
Drei, vier Bootslängen neben uns, etwas achteraus sehen wir einen hellen Schatten. Er wird deutlicher, und dann bricht ein langgestreckter, flacher Kopf durch die Oberfläche. Blas folgt, leicht runder Rücken. Weg ist er. Und er taucht wieder auf. Anke meint, einen deutlichen Wall um das Blasloch erkannt zu haben. Dann wäre es vielleicht ein Blauwal. Er tut uns den Gefallen und begleitet uns. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, daß es ein Finnwal (*Balaenoptera physalus*) ist. Die weiße rechte Kopfseite, die Rückenzeichnung hinter dem Blasloch, die ausgeprägt sichelförmige Finne und der Blas weisen darauf hin. Er kommt im spitzen Winkel näher, bis er nur noch 15-20 m von uns entfernt ist. Wieder und wieder taucht er auf. Sein Blas deckt uns mit feinem Sprühregen ein. Anke fordert ihn ununterbrochen auf, noch näher zu kommen. Ich bin dagegen über ein bißchen Abstand ganz glücklich. Unser Besucher ist zwar kein Riese, aber um die 20 Meter Körperlänge hat er schon. Ein ausgewachsenes Tier also. Auch so ist es schon aufregend genug. Ganz genau können wir seine Rückenzeichnung erkennen, seine helle Unterseite auf der rechten Kopfhälfte, und das Wasser, das seitlich an seiner Atemlochwulst abläuft. Am spannendsten sind die Momente, wenn man kurz vor dem Auftauchen zunächst diesen weißen Schemen des Kopfes sieht, der sich dann zu einer langgestreckten Dreiecksform konkretisiert, aus der sich seine Zugrichtung ablesen läßt. Immer näher kommt dieser Gigant, und dann verschwindet er ganz allmählich in der Tiefe.

Eindeutig ein Finnwal

950. (Di. 11.09.07) Bei bedecktem Himmel beginnt die Morgendämmerung, wenn man den Eindruck hat, den Horizont als schwarze Kante ausmachen zu können, auch wenn sich noch keine anderen Anzeichen zeigen. Ab und zu piepsen unsichtbare Vögel in der noch herrschenden Finsternis, die sie nicht hindert, um uns herum zu fliegen.

Bei Antritt meiner Morgenwache reffe ich das als Stütz gesetzte Groß aus, da sich Wind zeigt. Kaum steht es in ganzer Pracht, fällt es schlapp ein. Der Wind ist wieder schlafen gegangen. Hat sich wohl nur geräkelt. Ärgerlich. Also motoren wir weiter. Viertel vor acht lasse ich die Angelleine raus. Wenige Minuten später schlägt die Ratsche bereits Alarm. Blick über den Achtersteven: So ein Mist, offenbar habe ich einen Petrel gefangen. Erst mal auskuppeln, um den Zug zu reduzieren. Ab und zu sehe ich einen Flügel an der Wasseroberfläche wedeln. Mühsam hole ich die Leine ein. Der dumme Vogel versucht auch noch, abzutauchen. Wieder und wieder. Während der ganzen Zeit bleiben die anderen Vögel seines kleinen Schwarms in seiner Nähe. Zwei landen bei ihm, die anderen kreisen bei ihm, und drei Mal versuchen einzelne Tiere die Angelleine anzugreifen. Zwei fliegen sie an und ein dritter landet unmittelbar daneben und versucht, sie durchzubeißen. Sehr interessantes Sozialverhalten. Als der Vogel endlich dicht beim Boot angelangt ist, wecke ich Anke. Gemeinsam gelingt es, Anke auf der Heckplattform stehend, ich sie festhaltend, das widerspenstige Tier an Bord zu nehmen. Es ist ein White-chinned Petrel. Der Köder hängt am Flügel. Glücklicherweise nicht im Schnabel oder im Hals. Und der Haken hat sich mehr um die Flügelvorderkante gelegt. Die Knochen scheinen heil. Gott sei Dank. Im ersten Moment sah es so aus, als ei er einmal komplett durch den Flügel gedrungen. Immer wieder versucht der kleine Flieger, Anke, die ihn hält, in den Finger zu beißen. Schließlich geben wir ihm einen Handschuh vor den Schnabel, da hat er Beschäftigung. Der blöde Haken läßt sich auch mit aller Kraft nicht durchknipsen. Da hilft dann nichts. Es wird nicht ohne eine Wunde abgehen. Der Kleine ist aber tapfer, und wenige Augenblicke später haben wir den Haken. Noch schnell die verhedderte Leine vom Flügel wickeln, dann landet er wieder auf dem Wasser. Erst platscht er noch ziemlich mitgenommen herum, genehmigt sich einen Schluck (Seewasser). Doch nach einigen Augenblicken beginnt er mit Flugversuchen, und noch ein wenig später glückt der erste kurze Flug. Wir sind froh. Die anderen Petrels sind noch immer da, umkreisen ihn und unser Boot.

Der Tag bleibt verhangen. *Vaguada costera*, würde ich sagen. Am Nachmittag nimmt die Dünung merklich ab. Kaum zu glauben. Seit wir beim *Golfo de Penas* erstmals die schützenden Kanäle verließen, war die hohe Pazifik-Dünung ständiger und manchmal recht unbequemer Begleiter. Noch gut in der Zeit erreichen wir *Caleta Patillos*. Sieht anders aus, als in Seekarte und Skizze unseres guides. Statt einer gibt es zwei Ladebrücken, und der angegebene Ankerplatz ist erstens recht fragwürdig und zweitens durch lokale Boote blockiert. Wir drehen wieder ab. Besser, wir laufen wieder hinaus auf See. In sicherem Abstand zur Küste drehen wir bei und warten, bis es Zeit ist, weiter zu fahren. Den Yacht-Club von *Iquique* wollen wir keinesfalls bei Nacht ansteuern.

951. (Mi. 12.09.07) In mondloser, sternenloser, dunkler Nacht dümpeln wir nahezu lautlos herum. Am östlichen Horizont sind ein paar schwache Lichter auszumachen. Und etwas weiter nördlich liegt der Widerschein *Iquiques* über der See. Ab und zu platscht eine Welle, ab und zu plätschert es an der Bordwand. Das Meeresleuchten besteht aus einem allgegenwärtigen Funkeln und gelegentlichem Blitzen. Der Rumpf ist von einem ganz leichten Schein umhüllt, und an der Wasserlinie haften einige größere Lichtpünktchen. Um die Kiele herum spielt mit den Bootsbewegungen ein waberndes Leuchten. Einmal, als ich zum viertelstündlichen Rundblick ins Cockpit steige, fliegt ein unsichtbarer Vogel auf. Deutlich verspüre ich den Luftzug seiner Flügelschläge. Wo er wohl saß? Gestern Nacht reiste auf dem Beiboot ein Booby mit. Gar nicht weit entfernt hört man das unverwechselbare Planschen einer Robbe. Etwas weiter entfernt zieht eine unsichtbare Delphinschule mit charakteristisch puffenden Atemgeräuschen ihre Bahn. Und ein größerer Fisch geistert irrlichternd dicht neben der Bordwand entlang. Mit Tidenwechsel wendet JUST DO IT um etwa 90°. Trieben wir zunächst Richtung offene See, so geht es jetzt wieder Richtung Küste. Wir gehen auch beigedreht unbeirrt unsere Nachtwachen. Sind zu dicht unter der Küste um uns

beide hinzulegen. *Iquiques* Hafen ist ja nicht weit, und man kann nie wissen, wer hier herumgeistert. In Ankes erster Nachtwache tauchte dann auch von einem Moment zum andern ein großartig beleuchtetes „Haus“ hinter ihr auf, drehte dann aber ab.

Fischmarkt unweit des Yachtclubs

Um sechs, mit der beginnenden Dämmerung, wird der Motor gestartet. Nach wie vor kein Wind. Also motoren wir noch den Rest. Vor der Hafeneinfahrt rufen wir mal wieder erfolglos die Hafenbehörden und den Yachtclub. Immer machen die Autoritäten so weil Wind wegen ihres über alles geliebten QTH, aber wenn man mal was von ihnen will, stellen sie sich taub. Dackeln wir eben unangemeldet herein. Vor den Flachs auf den letzten Metern fragen wir einen Fischer nach dem Weg. Unser Echolot würzt die Ankunft durch andauernde Fehlfunktionen. Doch dann haben wir Glück. Vom Club her taucht ein Motorboot auf. Der *contramaestre* hat uns entdeckt und lotst uns an einen Liegeplatz. Hier machen wir aufwendig mit Buganker (zwei Versuche), vielen Leinen und einem mittschiffs ausgebrachtem Seitenanker fest. An Backbord liegt die Fischerflotte der Stadt, vor uns eine merkwürdige Brücke, an steuerbord der für das „mondäne“ *Iquique* recht bescheidene Club und eine vielbefahrene Straße, die zum Handelshafen führt. Anke ist sich gar nicht sicher, ob sie hierbleiben will. Das gibt sich allerdings schon bei unserem ersten Spaziergang in die Stadt. *Iquique* ziert sich nicht und trägt ihre Reize offen zur Schau.

An den Stegen entdecken wir den Motorkat DEDALUS, den wir noch aus *Valdivia* kennen. Er wurde auf der Alwoplast-Werft gebaut und überwintert hier. Und abends besuchen wir John und Ruth von der MOONDOG. Der Name des Bootes ist uns von der *noonsite* her bekannt, in der sie just im rechten Moment aktuelle Informationen zur Einklarierungspraxis in Peru veröffentlichten. Sie beschreiben ihre große Überraschung, als sie kurz nach Überqueren des Äquators ihre Heizung anwerfen mußten. Hahaha. Praktisch ist für beide Seiten, daß wir in entgegengesetzter Richtung unterwegs sind. So können wir uns mit den nötigen Informationen der jeweils vor uns liegenden Etappen versorgen.

Der Nationalfeiertag steht bevor

952. (Do. 13.09 – Mo. 17.09.07) *Iquique* ist uns in einem deutschen Reisevideo als mondäner Badeort vorgestellt worden. Wie so oft, eine völlig falsche Darstellung. *Iquique* nennt tatsächlich ein paar Strände sein eigen, und die neue Strandpromenade, die für die kommende Saison fertig gestellt wurde, ist wirklich recht gelungen, aber mondän kann man das Städtchen wahrlich nicht nennen. Neben der Strandpromenade prunkt der Ort noch mit einer wirklich sehr schönen Prachtstraße. Der *Baquedana*. Hölzerne Bürgerhäuser aus der Zeit der Jahrhundertwende, die vorletzte natürlich, säumen die Straße. Sie sind in einem ganz eigenen Stil gebaut. Nur wenige der Häuser sind dreigeschossig. Meist thront über dem Erdgeschoß ein aufgeständertes Dach. Der Raum darunter dient meist als Lagerraum oder seltener, als luftiger Freisitz. Oft befinden sich unter dem Dach auch würfelförmige Ausbauten, oder das ganze Geschoß wurde ausgebaut. Die Ursprünge der Bauweise sind sicher darin zu suchen, daß man den eigentlichen Lebensräumen durch die Beschattung ein besseres Gebäudeklima verschaffen wollte. So richtig können wir uns das gar nicht vorstellen, ist es doch Tag für Tag grau. Die Wolken hängen vor den jenseits der Stadt steil ansteigenden Bergen und man meint, jeden Augenblick müßte der

Typische Häuser an der *Baquedana*

Hölzerne Gehwege und Fußsteige vor dem *Club Español*

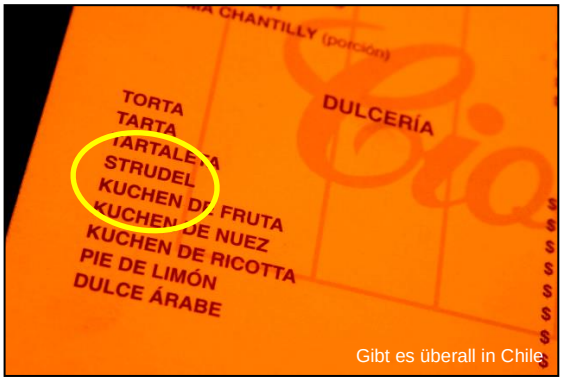
Regen anfangen. Tut es aber nicht. Schließlich ist hier noch Wüste. Und das graue Wetter sei völlig ungewöhnlich, versichert man uns allerorten. Uns gefällt diese Prachtstraße sehr, und so besuchen wir sie mehrmals, da ihr heiteres Flair von dem Rest der Stadt, die wir teils auffallend dreckig und pekig finden, ablenkt. Eine weitere Besonderheit der Prachtstraße und des historischen Ortskerns, sind hölzerne Gehsteige. Man findet alte Relikte, die deutlich machen, daß es sich wirklich um eine traditionelle Bauweise handelt, aber auch wunderschön gearbeitete neue Abschnitte im Bereich des zentralen Stadtplatzes. Hier konzentriert sich auch das touristische Leben. Man flaniert, betrachtet die Angebote der Trödler, oder trinkt in einem der Cafés und Bars. Sofern nicht gerade alles geschlossen ist. Im Norden von Chile trifft man sehr gewöhnungsbedürftige Geschäftszeiten an. Oft wird erst um 11:00 geöffnet, und um 13:00 gibt es schon die Mittagspause. Der nächste Kommerz beginnt dann ab 17:00. Wann er endet haben wir nicht ausprobiert, aber all zu ewig dauert es nicht. Genauso drollig sind die Öffnungszeiten der Museen. Samstag nur am Vormittag, Sonntag nie, an Feiertagen auch nicht. Selbst am hochheiligen Tag des Vaterlandes ist es nicht möglich, das Marinemuseum in *Iquique* zu besichtigen, dabei hat doch gerade hier vor Ort der Nationalheld Arturo Prat seine legendäre Schlacht geschlagen. Und sein Leben gegeben. Noch heute prangt auf jedem Marineschiff der chilenischen Armada sein Wahlspruch: „*Vencerer o morir*!“ – Siegen oder sterben. Interessant ist, wie ritterlich seinerzeit gekämpft wurde. Der Kommandant der siegreichen peruanischen Armada übernahm es persönlich, die Witwe des Gefallenen von dessen Tod zu unterrichten. Alles über die damaligen in Chile sehr hoch gehaltenen Kämpfe soll im Museum nachzulesen sein, aber man kann nicht.

Restaurant des *Club Español* vor dem Gästeansturm

Zurück zur *Baquedana*. Sie endet in Hafennähe auf einem großen Platz. Neben Uhrturm und Theater findet man hier zwei ausgefallene Clubs. Den Kroatischen Club und den Spanischen Club. Ersteren haben wir nie geöffnet gesehen. Letzteren dagegen besucht. Das Gebäude wurde um 1900 erweitert und umgebaut und innerhalb von zwei Jahren in den heute noch erhaltenen Zustand versetzt. Hinter der recht schlichten Eingangstür findet man sich unversehens in eine orientalische Welt versetzt. Die gesamte Innendekoration ist im maurischen Stil gehalten. Wände und Decken sind über und über mit Ornamenten und der arabischen Schrift nachempfundenen Stilübungen versehen. Aber auf Bilder hat man nicht verzichtet, sondern diese in das Gesamtkunstwerk integriert. Man bittet uns herein und heißt uns, in einer der Sitzgruppen Platz zu nehmen. Wir sinken in schwere Ledersessel und lassen uns einen *Pisco Sour* bereiten. Der Barkeeper dieses Clubs genießt hinsichtlich des Nationalgetränks einen legendären Ruf. Und tatsächlich, er macht ihn noch ganz traditionell, mit eingeschlagenem Ei usw, und das schmeckt man auch. So stellen wir dann mit leichtem Entzücken fest, daß am Anfang und am Ende unseres Chile-Aufenthaltes die beiden besten *Piscos* stehen: der der Micalvi-Bar, und der des Club Español.

Da kann ich nicht mithalten, Anke bevorzugt harte Kerle

Und da wir noch jede Menge Pesos über haben, wollen wir hier auch essen. Bei durchaus noch vertretbaren Preisen wird uns hier eine ausgezeichnete Küche geboten. Ganz „ungestört“ verläuft der Genuß dann nicht, denn wir kommen mit entfernter sitzenden Tischnachbarn ins Gespräch. Scheinbar haben sie unsere Sprache erkannt und daraufhin selbst ins Deutsche gewechselt. Wobei sie immer lauter sprechen und unüberhörbare Hinweise auf die Akustik des Raumes von sich geben. Anke behauptet ja stets, sie sei so schüchtern, was ich für ein Ammenmärchen halte, und siehe, plötzlich legt sie die Hände an den Mund und weist laut trompetend daraufhin, daß es neben der Akustik auch noch deutsch verstehende und mithörende Gäste gibt. Wen wundert´s, so sitzen wir schließlich gemeinsam um einen Tisch, und vor lauter Getratsche kommen wir kaum zum Essen. Unsere Gesprächspartner sind eine muntere fünfundneunzigjährige alte Dame, die aus Bremen stammt, und Deutschland das letzte mal erst vor zwei Jahren besucht hat(!), ihr Sohn, Argentinier, der eine ebenfalls deutschstämmige Chilenen geheiratet hat, sowie deren Neffe, der aus der Schweiz stammt, in Schottland studiert und derzeit ein Praktikum in Chile macht.



Gibt es überall in Chile

953. (Di. 18.09.07) Ausklarieren in *Iquique*. Gemeinhin heißt es ja, man erkenne den Langzeitsegler an seinen spargeligen Beinen. Nach persönlichen Beobachtungen scheint sich dieser Effekt nur bei den Herren der Schöpfung auszuwirken, nicht beim übergeordneten Geschlecht. Dagegen läßt sich leicht Abhilfe finden. Man wechsele beispielsweise häufig das Gastland oder man besuche bevorzugt Länder, bei denen man in jedem Hafen ein- und ausklarieren muß. Da die Dienststellen sich in aller Regel weit verstreut im unbekannten Organismus des jeweiligen urbanen Konglomerats befinden, kommt die Körperertüchtigung nicht zu kurz. Zum Beispiel wie heute, hier in *Iquique*. Eigentlich wollten wir kurz nach Mittag auslaufen. Also machen wir uns am Vormittag frohgemut auf den Weg. Gestern haben wir unser altes *zarpe* bei der Armada abgegeben und machen uns, so wie man uns bedeutete, daran, die nötigen Stempel in der Reihenfolge Immigrationsbehörde, Zoll und Armada

einzusammeln. Einfältig und des sportlichen Aspektes wegen gehen wir zu Fuß. Die Stadt schläft noch den Rausch des Vorabends aus, denn heute ist *der* Nationalfeiertag des Landes: Der Tag des Vaterlandes. Und aus eben diesem Grunde wird heute auch kaum ein Geschäft oder ein Restaurant öffnen. Selbst die Malls sind heute dicht. Nach guten 35 Minuten stehen wir vor dem richtigen Dienstgebäude. Stammt aus der vorletzten Jahrhundertwende, ist rot und weiß gestrichen und zeichnet sich durch drei Eingänge aus, allesamt mit massiven, stählernen Türen versehen. Im gleichen Rot gestrichen. Außerdem sagen sie unmißverständlich: heute geschlossen, denn sie sind eben dieses. Doch wir haben Glück. Aus der einen, zweiflügeligen Tür schlüpft ganz unerwartet ein Mann. Ein Versuch ist es wert. Also versuchen wir das Gegenteil, hineinschlüpfen. Kommen aber nicht weit. Ein junger Beamter mit Binder und Kragen stoppt uns. Es sei zwei Tage geschlossen. Auch für ausreisende „Seeleute“? Das kann ja nicht sein! Und tatsächlich, es gibt eine diensthabende Persönlichkeit, Denis Reyes. Sei aber gerade im Hafen. (Etwa da, wo wir gerade herkommen.) Immerhin gibt er uns eine Handynummer. Dumm nur, daß unseres gerade keinen Saft mehr hat. So laufen wir wieder in Richtung Hafen, um einen Telefonladen zu finden, und in der Hoffnung, daß der Beamte vielleicht nicht in die Dienststelle zurückkehrt, sondern unser Boot im Hafen besucht. Leider ist ja besagter *Dia del Patria* und daher sind auch fast alle *locutorios* geschlossen. Fast. Ein offenes finden wir denn doch. Nach 20 Minuten Fußmarsch. Anke telefoniert. 16 Minuten und 1.600 Peso später wissen wir, wir sollen zur Dienststelle zurückkehren. Und wenn die Kommunikation geklappt hat, dann werden wir uns dort treffen. Nach 20 Minuten beschwingter Asphaltwanderung klopfen wir an die eiserne Tür. Der wachhabende junge Mann erklärt, irgendwer oder -was sei besetzt, wir sollen draußen warten und irgendwas mit Anklopfen, was wir nicht richtig verstehen. Wir fragen uns, ob sie denn überhaupt da ist. Nach rund 15 Minuten Pause (Standzeit) fährt ein Auto mit der guten Dame vor. *¡Pasen, pasen!* Wir sollen eintreten. Sie studiert unsere Papiere, verschwindet im Nebenzimmer, kommt sorgenvoll wieder. Wir haben ein Problem. Unsere Visa sind offensichtlich abgelaufen. Sind sie natürlich nicht, wir haben ja noch eine Verlängerung, man muß nur mal das chilenische Formular umdrehen und auf der Rückseite die extra für diesen Fall vorgesehenen Stempelfelder betrachten. Ah ja, keine Probleme mehr. Unsere Reisepässe werden gestempelt. Vielen Dank und Tschüß. Nun zum Zoll. Wir schummeln und nehmen ein Taxi zum Hafen. Sport dauert einfach zu lange. An der großen Pforte des Hafens sagt uns der Pförtner, wir sollen zwanzig Schritte zurück, dann den dort beginnenden eingezäunten Gang entlang, bis zu irgendeinem weiteren Pförtner, und der schicke uns dann zum Zoll. Wir folgen dem Hinweis und gelangen in einen Bereich mit zahlreichen Bürocontainern, wartenden Menschen, einer Personenschleuse und keinem Pförtner. Immerhin, an der Personenschleuse befindet sich ein gerade unbesetztes Pförtnerhäuschen. So falsch können wir nicht sein. Normalerweise schicke ich ja wegen meiner mangelhaften Sprachkenntnisse Anke vor, aber als gerade ein unverkennbar dem Hafenpersonal angehörender *caballero* durch die Schleuse kommt, nehme ich geballten Mut und Vokabelwissen zusammen und frage ihn nach dem Zoll. Der Zoll? Ja, durch die Schleuse durch und dann halblinks, das größere der beiden himmelblauen Häuschen. Ah ja. Wir dürfen auch durch die Schleuse und laufen am Bestimmungsort auf. Fasziniert stellen wir fest, daß es vom Pförtner an der Hafeneinfahrt aus in direkter Linie zu erreichen und höchstens 100 m, eher weniger, von dieser entfernt ist. Leider ist niemand da. Aber immerhin, die Spuren jenseits des Schalterfenster lassen hoffen, daß der zuständige Jemand in absehbarer Zeit auftaucht. Hafenmitarbeiter fordern uns auf, auf einer Bank Platz zu nehmen, die Zollgewalt werde schon auftauchen. Tut sie auch in weiblicher Gestalt. Schwebt an uns vorbei und in das Häuschen hinein. Schnell, so schnell, daß man es kaum hat sehen können, stehen wir wieder vor dem Schalterfenster. Große Verblüffung auf der anderen Seite des Fensters. Erst recht, als sie unsere Papiere studiert. Ich ahne Schlimmes. Doch vergeblich, plötzlich lacht sie erfreut auf. Alles in Ordnung. Wir können die nötigen Stempel selbstverständlich haben. Aber dazu müßten wir das *zarpe* der Armada beibringen. Wie bitte? Aber klar doch. Wir brauchen ein Papier der Hafenbehörde in der unser Reiseweg beschrieben sei, und dann wäre das alles kein Problem. Zack, zack, zack und wir könnten abrauschen. Das kann ja wohl nicht wahr sein! Mangels Taxigegenwart wandern wir schön sportlich zurück und nehmen faul den direkten Weg zum Hafeneingang. Dann am Club vorbei. Anke biegt ab, um die zwischenzeitlich erstandenen Hühnerbrüste dem Kühlschrank zuzuführen. Ich schlage

derweil bei der *Armada* auf. Und erfahre nach kurzem Zögern, daß die Zolltante recht hat. Natürlich brauche ich erst das *zarpe*. Immerhin, es ist auch alles vorbereitet und in den Computer eingegeben. Kleinigkeiten wie die, daß Anke mit falschem Namen geführt wird und die immer wieder gern gefragten Kapazitäten (wieviel Wasser, Diesel, unabhängige Lebensdauer ...) nicht einem Abreise- sondern einem Ankunftszustand entsprechen, beanstande ich besser nicht. Und als man auch noch die Motornummer unseres Antriebsaggregats wissen will, lasse ich den Offizier zur Strafe die längste Nummer, die meine Papiere überhaupt hergeben, in die Papiere eintippen. 23 Stellen. Na, ob das mal irgendwann auffällt? Dann entdecke ich erstaunt vier Stempelfelder und als Abreisedatum den heutigen Tag mit längst vergangener Uhrzeit. Ach Datum und die Uhrzeit, das spiele keine Rolle. Ich dürfe sowieso nicht fahren, bevor sie nicht an Bord gewesen seien. Aber die Stempelfelder bedeuten, daß ich zu Immigrationsbehörde, dem Zoll und zur Präfektur soll. Wie bitte? Ich habe doch schon die Stempel der Immigration. Ja ja, im Paß, aber ich brauch auch noch einen Ausreisestempel des Einwanderungsamtes für das Boot. Ich fasse es nicht. Äußerlich in gelassener Würde aber innerlich tobend verlasse ich diese Versager. Erstmal ans Boot und was essen. Anke ruft dann Fräulein Reyes an. Die ist mittlerweile zu Hause. Schließlich ist Feiertag. Aber kein Problem. Wir sollen sie dort aufsuchen, sie würde uns die Stempel geben. Sie wohne auch nicht weit weg. Kaum zu glauben. Anke macht sich auf den Weg. Aber sie schummelt vorsichtshalber und nimmt ein Taxi. Denis unterbricht ihre vaterländische *Asado*-Teilnahme, stempelt unsere Papiere – in vierfacher Ausfertigung – und Teil 1 ist geschafft. Der Staffelstab wandert an mich. Bin sportlich. Wieder zum Zoll. Zu Fuß. Claro. Vor mir eine Agentin, die einen 6 cm dicken Stapel Frachtpapiere für diverse Lkw abgefertigt haben will. Ich übe mich in Geduld. Zur Ehrenrettung, Agentin und Zolldame beherrschen ihr Fach und arbeiten den Stapel wirklich zügig durch. Nur 22 Minuten und 15 Sekunden Standzeit. Dann bin ich dran. Ich habe wirklich einen Stempel der Regierungsbehörde erhalten? Sie hätte ja gedacht, die arbeiten heute nicht. Zack, zack, zack, meine Papiere sind gestempelt, die Zolleinreisepapiere werden eingesackt, ich kann gehen. Also sportlich bleiben und zum Club. Dort sammele ich Anke ein. Besser zu zweit zur Hafenbehörde. Jede Kommunikationsschwierigkeit ausschließen. Dort Erstaunen, daß wir die Stempel und Unterschriften *schon* zusammen haben. Der Uniformträger verschwindet aber auch sogleich. Wir fürchten Schlimmes. Und prompt kommt er mit dem Chef des Vereins zurück. Der ist allerdings freundlich, nur gäbe es ein kleines Problem. Wir seien ja jetzt schon komplett ausklariert, da könnten wir ja nun nicht mehr im Lande sein. Verwirrung. Schließlich finden wir heraus: Wir dürfen selbstverständlich bis morgen bleiben, nur nicht mehr das Clubgelände verlassen. Als ob das kontrolliert würde. Ob uns recht wäre, wenn sie morgen früh um halb neun kämen, um uns den letzten Stempel zu verabreichen. Uns ist alles recht, Hauptsache, der Scheißstempel kommt. Hapuuh.

John und Ruth nehmen Abschied, auf dem Tisch unser Abschiedsgeschenk: eine Wegzehrung

Es ist darüber so spät geworden, daß wir schon während der Prozedur beschlossen, erst morgen zu fahren. Vorsichtshalber holen wir aber schon unseren seitlich ausgebrachten Anker an Bord und montieren die Windsteueranlage. Bis morgen wird schon kein schlimmes Wetter kommen.
Zum Ausgleich für all die Mühsal verbringen wir einen netten Abend mit Ruth und John. John hat sogar ein Brot für uns gebacken. Segler´s Wegzehrung. Wir scheiden mit gegenseitig überreichten Informationsbergen. Und das Beste: die beiden haben uns schon im *Yachtclub Peruano* in *Callao* angemeldet. So wissen wir bereits, daß wir dort willkommen sind.

19.09. – 25.09.07
Iquique - Callao
743,2 sm (17.262,5 sm)
Wind: S – SE 2-4, S, SE 5-8
Liegeplatz: Yacht Club Peruano, Mooring, kost nix

954. (Mi. 19.09.07) Der Tag nach dem Nationalfeiertag. Ist ebenfalls Feiertag, wahrscheinlich, da sich das ganze Volk nun den Rausch ausschlafen muß. Wir stehen wegen des angekündigten Behördenbesuchs früh auf, aber natürlich umsonst. Niemand läßt sich blicken. Nach einer Stunde werden wir ungeduldig und rufen den Hafenkapitän per Funk. Das heißt, Anke macht das natürlich, und sie erwähnt noch mal ausdrücklich, daß wir ja den letzten Stempel benötigen. Der Hafenkapitän kommt

persönlich, aber natürlich ohne Stempel. Er besieht sich unsere Papiere, verbessert noch so unwichtige Angaben, wie die Liter Wasser und Diesel, die wir mit uns führen. Dagegen übersieht er, daß Ankes Nachnahme völlig falsch geschrieben ist, und wie ich erst am Abend entdecke, daß unser ETA, also unsere Ankunftszeit in *Callao* auf den 27. Juni festgesetzt ist. Vielleicht rechnet man dort nun nächstes Jahr mit uns.

Kleines Intermezzo noch beim Club. Der Clubmanager hat dem *Marinero* eine Zahl fürs Liegegeld genannt. 58.000 Peso? Das ist ja wohl sehr happig. Vielleicht hat er sich ja verhört. Er telefoniert. 48.000? 58.000? Ich lege unsere sehr übersichtliche Berechnung hin, die bei 38.000 endet. Der *Marinero* ist so beeindruckt, daß er auch seinen Gesprächspartner überzeugt. Na bitte.

Natürlich streikt unser Echolot wieder. Hat wohl endgültig die Grätsche gemacht. Aber wir lieben ja die Spannung. Also tasten wir uns mit Hilfe der Richtbaken und unseres alten Tracks durch das trübe, felsengespickte Hafenwasser. Gaaanz suutsche. Ecken auch nirgends an. Draußen können wir dann sogar Segel setzen. Nicht viel Wind, eher genau richtig, um sich ganz gemütlich einzugewöhnen. Leider ist alles grau in grau, und das wird vermutlich auch so bleiben. In dieser Ecke Südamerikas ist das das ganz normale Wetter. Oder nur in diesem außergewöhnlichen Jahr?

Stets unter hoher Last, doch bislang willig und problemlos: Fockschot und Umlenkblock

Und um uns weiter zu erfreuen, sorgt dann auch der Mast für Spannung. Erst knackt mal wieder der Baumniederholer in seinen falsch dimensionierten Lagern. Vielleicht sollte man das ganze Ding rausschmeißen. Ist ja auch eher eine überflüssige Baumstütze. Zum Niederholen des Baumes genügt ja eine einfache Talje. Mal drüber nachdenken. Wegen des Segelwechsel von Genua auf Fock setzte ich das Kutterstag durch. Daraufhin beginnt der Mast zu knorzen. Versuche dann alles mögliche. Achtere Unterwanten mehr anziehen, da der Mast sich vielleicht zu stark bewegt, Baumniederholer durchsetzen. Stag noch mehr anknallen. Nichts hilft, es wird eher noch schlimmer. Also schrittweise alles wieder retour. Hilft auch nicht. Langsam nähere ich mich der Verzweifelung. Irgendwie bin ich hinsichtlich des Mastes mittlerweile reichlich verunsichert. Besinne mich dann auf meinen Verstand, und der sagt, der Mast bzw. das Rigg ist nun mal ein elastisches System, und das bedeutet auch, eine gewisse Bewegung muß sein. Und nicht umsonst ist der Mastfuß so ausgebildet, daß er gewissermaßen auf dem Fußballen abrollen kann. Daß der Mastfuß dabei an dem seitlichen Aluflansch der Mastspur reibt und knorzt, muß man wohl oder übel in Kauf nehmen. Man darf ja nicht vergessen, daß wir seit Verlassen der Kap Verden nahezu ununterbrochen auf Steuerbordbug gesegelt sind. Der Mast hat sich ein wenig in der entsprechenden Position in die Mastspur eingearbeitet. (Vielleicht sollte man bei der Projektierung von Yachten, die die südliche Route bereisen sollen, ein Rigg entwickeln, daß vorzugsweise für einseitige Belastung ausgelegt ist, haha). Wunderbarerweise hört das Geknorze nach einer Stunde wieder auf. Ach, was sind wir froh.

Wenigstens erfreuen uns Scharen von Seevögeln. Besonders die Inca Terns sind sehr neugierig, und es hat fast den Anschein, als wollten sie auf der Rollanlage der Genua landen, obwohl wir dieses Segel draußen haben.

In der Nacht sehe ich zwei Lichter. Dampfer über 50 m Länge, nur die Positionslichter kann ich nicht richtig ausmachen. Nach der Stellung der Dampferlichter muß er klar vorbeigehen, aber irgendwie wirkt es nicht so. Auch im Radar bleibt er hartnäckig auf Kollisionskurs, scheint aber kaum Fahrt zu machen. Versuche ihn per Funk anzurufen. Werde zunehmend unwirscher, bekomme aber keine Antwort. Kurz vor Erreichen der 1-Meilen-Distanz gehe ich um 30° vom Kurs ab. Scheint ein treibender Fischer zu sein. Aber antworten hätte er ruhig können.
Dafür erfreut erneut das Meeresleuchten. Eine flammende Spur folgt unserem Kiel, und die vom Bug zur Seite geworfene Gischt leuchtet hell auf. Die Segel glimmen

sanft im Widerschein der Gischt. Ein Delphin kommt zu Besuch und verrät seine Bewegungen durch eine lebhaft Hin und Her wandernde Leuchterscheinung. Wirkt wie ein im Wasser geisternder Komet.

955. (Do. 20.09.07) Logbuch: „Ein grauer Tag. Nur ganz vereinzelt ein kleines Wolkenloch. Rätseln über den Grenzverlauf in der 200-Meilen-Zone, da sich Peru und Chile diesbezüglich nicht einig sind. Sonst tagsüber nichts los. Finden uns in die Routine: Braten Hühnchenbrüste vor, waschen ab, lesen und fragen uns, wann wir erstmals Kontakt mit den peruanischen Stationen bekommen. Vorsichtshalber führen wir eine Funkkladde mit all unseren vergeblichen Versuchen. Am Tagesende tatsächlich eine halbe Stunde Nieselregen. Anke hat heut gesagt, daß JDI ein gutes Boot ist."

Der Wind ist leider sehr unstetig und macht ein ständiges Korrigieren der Windfahnensteuerung nötig. Die Funkkladde führen wir, da sich die peruanischen Behörden sehr anstellen sollen. Sie haben ein neues Sicherheitssystem eingeführt, das allerdings für die Großschiffahrt zugeschnitten ist und dem kleinen Segler dem Hörensagen nach erhebliche Probleme bereitet. Wir sind gespannt.

956. (Fr. 21.09.07) Richtig was los heute. Das beginnt schon in der Nacht. Während meiner letzten Wache, der Hundewache von 02:00 bis 05:00 bekomme ich zunehmende Migräne. Das kann ja heiter werden. In der anschließenden Freiwache finde ich zunächst keinen Schlaf. Das nervt und macht mich unruhig und diese Unruhe erschwert das Einschlafen auch noch. Anke geht es nicht anders. Sind halt lange keine größeren Distanzen mehr gesegelt, da fällt es schwer, sich in den Lebensrhythmus auf See reinzufinden. Irgendwann schlafe ich dann doch ein, aber noch vor der Zeit wache ich auf. Irgendwas ist merkwürdig. Das plätschernde Wasser verrät, daß wir uns nur langsam vorwärts bewegen, und das ganze Boot scheint merkwürdig zu vibrieren. Überlege, ob ich aufstehen soll. Da höre ich auch schon, wie Anke die erste der beiden Türen auf dem Weg zum Vorschiff öffnet. Das kann nur Aufstehen bedeuten.
„Wir haben eine Leine eingefangen! Alleine bekomme ich sie nicht frei."
Schlaftrunken steige ich in meine Klamotten. Dann besichtigen wir zusammen das Malheur. JUST DO IT macht gerade 1,7 kn Fahrt durchs Wasser, unter uns in dem Türkis des Ozeans sehen wir eine helle Leine, die wie ein sehr schmales V hinter unserem Heck steht. Erst so kann man erkennen, wie klar das Wasser ist.
„Vielleicht sollten wir beidrehen?"
Klappt aber nicht. Haben praktisch keine Ruderwirkung und können nicht in den Wind gehen. Vielleicht die Segel wegnehmen?
„Gib mir doch bitte mal den Pickhaken."
Ich klettere auf die Heckplattform und beuge mich so tief wie ich kann. Ja, die Leine hängt an der Ruderhacke, unten, genau an der abschließenden Fußplatte. Sollte sie vielleicht rund schleifen. Versuche, die Leine nach unten wegzustoßen schlagen fehl. Die Fahrt ist noch zu hoch und ich kann den Pickhaken nicht an die richtige Stelle bringen. Aber dann gelingt es mir die Leine zu angeln und mit sehr viel Mühe bis an die Plattform zu heben. Ganz schön Zug drauf.
„Messer!"
Anke bekommt jetzt den Pickhaken zu halten, und ritsch ratsch, ab ist das Ding und sackt erstaunlich schnell achteraus. Sehen dabei noch eine gelbe Markierung. Sah alles sehr neu aus, aber eine solche winzige Markierung ist in der See praktisch unsichtbar. War sicher die Leine eines Langleinenfischers. Da wird sich jetzt jemand ganz schön ärgern. Nachher habe ich ein schlechtes Gewissen. Die Tiere, die sicher an der Leine hingen, wären eh gestorben, aber sie wären wenigstens verwertet worden. Und für den Fischer bedeutet das einen ganz schönen Verlust. Nächstes Mal nehmen wir doch die Segel weg und versuchen erst, die Leine so klar zu kriegen.
Nach dieser Episode falle ich völlig geschafft in die Hundekoje. Zur Migräne gesellt sich jetzt das unvermeidlich Magenproblem. Werde empfindlich gegen den lächerlichen Seegang, den wir draußen haben. Liege noch gar nicht lange, da höre ich Anke an der Funke. Sie ruft einen Entgegenkommer. Auf Kollisionskurs. Nach dem dritten Anruf endlich Kontakt. Die SEMINOLE PRINCESS aus Manila. „Wo sind Sie? Oh an meinem Backbord-Bug. Das weiße Segel-Boot?" Wir vereinbaren, wie wir einander passieren, und der Frachter biegt fast im rechten Winkel ab. Er war ganz schön

schnell näher gekommen, und er passiert uns dann auch in geringer Entfernung. Hornt ganz freundlich, als er querab ist. Auch sonst ist der Kapitän ganz freundlich. Philippino, spricht sehr gutes Englisch und auch ein paar Worte deutsch. Anke bittet um ein *relay* zur peruanischen Verkehrsüberwachung[7], um unsere Position und die Tatsache, daß wir soeben in deren Hoheitsgewässer einsegeln, durchzugeben, aber auch die SEMINOLE PRINCESS bekommt keinen Kontakt mehr. Danach kann ich dann endlich meinen Magen erleichtern. Im Laufe des Abends geht es mir wieder leidlich. So kann ich mithelfen, daß wir zu einer warmen Mahlzeit kommen.
Ansonsten herrscht der gewohnte graue Himmel und die Tagestemperatur geht nicht über 16°C hinaus. Anke ist darüber sehr unglücklich. Sie vertreibt sich die Zeit mit dem Nähen der peruanischen Gastlandsflagge. In der Nacht ist es trotz der Wolkendecke nicht sehr dunkel. Mond und Sternenlicht sorgen für eine diffuse Hintergrundbeleuchtung. Komischerweise erscheinen mir die Nächte wärmer als die Tage zu sein. Es gibt auch wenig zu sehen. Keine Delphine, keine Robben, kaum Vögel. Dafür höre ich nachts Stimmen, die mich rufen und sehe am Horizont Lichter, die es nicht gibt.

Rot Weiß Rot, Anke näht eine peruanische Gastlandsflagge

957. (Sa. 22.09.07) Ankes Logbucheintrag: „Der Morgen - wie wahrscheinlich der ganze Tag – wieder grau in grau. Schade. Vermisse den Sonnenaufgang und die wärmenden Strahlen der Sonne am Morgen. Wird wohl noch etwas dauern, bis wir das wieder erleben.“ Um 15:00 Uhr entdecken wir dann zwei klitzekleine Lücken in den Wolken. Himmelsblaue Lücken. Wieder Ankes Logbucheintrag: „Ein ruhiger Tag. Komme mit der Flaggennäherei gut voran. Martin geht´s heute zum Glück wieder etwas besser, kann auch mal länger schlafen. Besonders beim Segeln merkt man, wie wichtig das ist. Zum Glück ist er wieder fitter, denn am Abend nimmt der Wind zu. Gehen nach dem 2. Reff im Groß auf die kleinere Fock. Wechseln die Reihenfolge der Wachen, ab jetzt hat Martin die 1. Freiwache.“

Alles Grau, die Sonne ist nur zu ahnen

958. (So. 23.09.07) Wir rasen an einer Wolkenkante entlang, an deren Rand ab und zu der Mond durch die darüber schwebende, dünne Wolkendecke lugt. Wenn diese Schicht halb durchscheinend ist, bekommt er einen farbigen Ring. Sollten wir heute noch blauen Himmel sehen können? An Steuerbord sind die Sterne zu sehen, Orion und viele andere. Erstmals seit Ewigkeiten ist auch wieder der Große Wagen vollständig zu sehen und der Polarstern steht auch über dem Horizont. Dann fahren wir unter der Wolkenkante hindurch, und der eh schon frische Wind nimmt weiter zu. Statt der prognostizierten 20 bis 25 Knoten Wind haben wir jetzt schon 30 bis 35, gelegentlich bis 39 Knoten. Also satte 7 bis 8 Windstärken. Die See wird entsprechend hoch und ungemütlich.

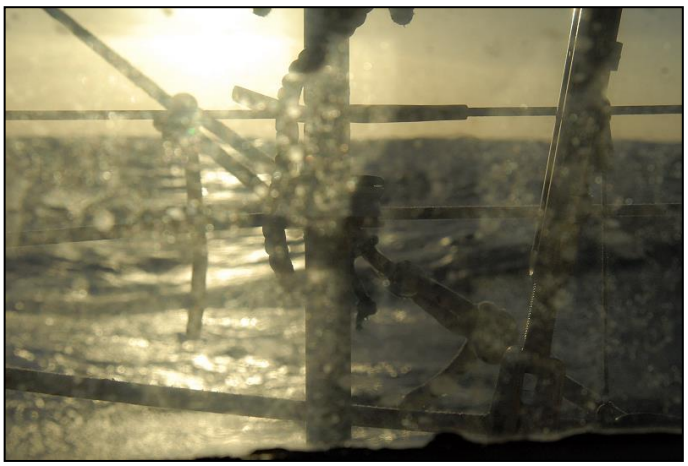
Rauhe Welt

[7] Die Verkehrsüberwachung wurde einer TRAMAR genannten Behörde übertragen. Und da man hier wie anderswo auch eine 200-Seemeilen weit reichende Außenwirtschaftszone eingerichtet hat und diese wie Territorialgebiet behandelt, erwarten die Spaßvögel, daß man sich bei Einreise in diese Zone bei der Verkehrsüberwachung meldet. Nur wie bitte schön, wenn ein VHF-Funkkontakt vielleicht im allergünstigsten Fall 30 sm weit möglich ist.

Frieden in tiefer Position

Ich genieße derweil die relative Ruhe und den Frieden der Hundekoje. Kann mal wieder nicht schlafen. Weiß auch nicht warum. Bin eigentlich hundemüde, und die Schiffsbewegungen machen mir normalerweise keine Schwierigkeiten. Lauschen den Geräuschen der Fahrt. Sie sind fast unmöglich zu beschreiben. Mir fallen nicht genügend und passende Ausdrücke ein, mit denen sie zu beschreiben wären. Vielleicht hat die deutsche Sprache da ja ein Defizit. Der Wind heult mit einem dumpfen Ton im Rigg, manchmal gibt es dann auch ein vibrierendes Brummen von sich. Läßt er nach, reduziert sich das Geräusch zu einem dezenten, kontinuierlichem Hintergrundton. Harft der Wind? Die Petroleumlampe quietscht unermüdlich in ihrer Aufhängung. Qietsch, Pause quiek zurück. In den Schapps klappert und klackt es dumpf, da wir alle Störquellen so gut es geht abgepolstert haben. Das in der Spüle gesicherte gebrauchte Besteck klingt hell metallisch, wenn es aneinanderschlägt. Aufgehängte Jacken schleifen an den Wänden. Das Wasser an der Bordwand gibt eine noch reichhaltigere Lautfülle von sich. Ein leichtes, friedliches Plätschern ist allgegenwärtig, und wenn es noch so hart zur Sache geht. Dazu kommt eine mit den Schiffsbewegungen und –schwankungen wechselnde Symphonie. Es zischt, rauscht, sprudelt, gurgelt. Oder es schlägt mit kurzem, dumpfem Ton gegen die Bordwand. In der Nähe brechende Wellen hören sich schäumend an. Was anderes tun sie ja auch nicht. Nur selten gibt es einen harten, klaren und lauten Schlag, wenn eine größere Welle den Rumpf trifft. Manchmal ruckt er dann spürbar zur Seite. Und dann kommen die Momente, in dem der Rumpf eine Welle hinabsurfend lautstark zu brummen beginnt, daß das ganze Boot vibriert. Ein in einem Schwalbennest der Luvseite vergessener Stein macht sich auf den Weg zur Leeseite und knallt hell gegen die Cockpitwand. ...
Am frühen Morgen wird es Zeit, zu Halsen. Als ich nach dem Manöver Onkel Heinrich neu einstellen will, wundere ich mich über die viele Lose in der Leine. Anke entdeckt dann die Ursache: Ein Befestigungsbolzen für eine der Umlenkrollen der Übertragungsleinen ist abgeschert. Ein aus früherer Zeit stammende Fenderöse befindet sich an fast genau der richtigen Stelle und hilft aus de Not. Wenige Minuten später steuert OH wieder. Mittlerweile haben wir uns an die rauhen Bedingungen gewöhnt. Man kann ja nicht nur Schönwettersegeln. Ab und zu braucht man auch Mistwetter. Einmal, um nicht aus der Übung zu kommen, und zum andern, um zu wissen, wie gut es einem meistens geht.

Zwischendurch stehe ich immer wieder hinter der Sprayhood im Cockpit. Schaue aufs Meer und genieße die flotte Fahrt, bis mich die Kälte unter Deck treibt. Gegen 18:00 wieder blaue Flecken im Himmelsblau, und eine Dreiviertelstunde später haben wir fast wolkenlosen Himmel. Sogar die Sonne steht noch am Firmament! Anke: „Ich wollte ja gerne und wieder den offenen Himmel sehen, Sonne, Mond und Sterne. Aber muß denn gleich so viel Wind in dem Paket sein?“
Bei Wachwechsel um 23:00 Uhr mal wieder ein Schiff auf Kollisionskurs. Bei der hohen See scheint der Radartransponder nur auf 3-4 Seemeilen ein brauchbares Echo zu geben. Oder hat der Wachgänger auf dem Dampfer nur gepennt? Wir stimmen unsere Kurse über Funk ab.



Nach jeder Nacht kommt wieder Sonne (im Prinzip ja, aber manchmal ...)

959. (Mo. 24.09.07) In der Morgendämmerung ist das Boot von Vogelscharen umgeben. Vor allem Titschentritscher. Also Storm-Petrels. Warum ich sie Titschentritscher nenne? Na, weil sie aufs Wasser titschen und tritschen. Es ist verblüffend, ihnen zuzuschauen. Sie fliegen hektisch und schwalbenähnlich und ihr Körperbau hat auch Ähnlichkeit mit einer Schwalbe. Nur der Kopf ist vergleichsweise größer und zeichnet sich durch eine ausgeprägte Stirn aus. Sie fliegen dicht über der Oberfläche und immer wieder lassen sie sich soweit absinken, daß sie ein paar Schritte auf dem Wasser laufen, um dann wieder aufzufliegen. Gelegentlich picken sie dabei in die Oberfläche, und ganz vereinzelt stürzt sich ein Vogel regelrecht in die Welle. Ein Vogel, der auf dem Wasser schwimmt, ergreift dann doch vor JUST DO IT die Flucht. Dabei erhebt er sich regelrecht aus dem Wasser, es sieht aus, als ob er sich auf seine Füße stellt, macht drei, vier Schritte und hebt ab.

Es zeigen sich natürlich auch noch eine Menge andere Arten. Peruvian Boobys, solange wir noch recht nahe zur Küste aufhalten, White-chinned Petrels und Prions, die wir allerdings nicht näher identifizieren können. Auch Inca-Terns zeigen sich allenthalben.
Anke wird in der Hundekoje durch morgendliche Sonnenstrahlen aus dem Schlaf erweckt. Sollte sie sich etwa darüber beklagen? Kann doch gar nicht sein, haben doch so lange auf ein paar Sonnenstrahlen gewartet.
Das Wetter hat sich beruhigt, und nachdem wir den Vorwind-Kurs (nur unter Großsegel) verlassen, um vor dem Wind zu kreuzen, hört die elende Rollerei auf und wir laufen stetig und stabil auf einem Bug. Das erleichtert es Anke, die letzten Nähte der Gastlandsflaggen mit einer Parallelnaht zu versehen. Dann kramen wir auch noch die Flagge Q heraus. Wollen mal vorsichtshalber formgerecht in den ersten peruanischen Hafen einlaufen. Zum späten Nachmittag hin frischt der Wind ganz unerwartet auf. Wir segeln unter einer Wolkenkante. Mal mehr unter der Wolke, mal mehr daneben. Hier steckt Wind drin. So kommt es, daß wir zwischen kaum Wind und viel Wind hin und her eiern.
Wegen der bevorstehenden Ankunft modifizieren wir unseren Wachrhythmus. 2 x vier Stunden, dann wollen wir gemeinsam wachen.

960. (Di. 25.09.07) Um vier schält sich die Isla San Lorenzo als hoher Felsbrocken aus der Dunkelheit. Seit zwei Uhr stehen wir in Kontakt mit der Verkehrsüberwachung Tramar Callao. Was die alles wissen wollen. Name des Bootes, Rufzeichen, Schiffsidentifizierungsnummer, woher, wohin, Standort, Kurs, Geschwindigkeit, Anzahl der Personen an Bord, Farbe des Rumpfes, voraussichtliche Ankunftszeit, und Äidschenzieh. Äidschenbieh, oder Äidschendieh? Der Verkehrscontroller beginnt zu buchstabieren, aber recht schnell, dafür sehr unsicher. Ich verstehe nur Bahnhof. Die Abkürzungen ASB oder ASD habe ich noch nie gehört. Keine Ahnung, was er will. Schließlich fragt er nach *crosston*. ??? Da plötzlich dämmert mir, daß er die Großtonnage meint. Ich muß mich mal schlau machen, was es mit der Großtonnage auf sich hat. Vermutlich haben wir keine, sind ja kein Handelsschiff. Die Fragen machen deutlich, daß man hier den Umgang mit der Großschiffahrt gewohnt ist, nicht aber mit Segelbooten. Bei einem der später folgenden Funkkontakte gelingt es dann,

vom Englisch ins Spanische zu wechseln. Das ist mittlerweile einfacher als eine für beide Parteien fremde Sprache zu benutzen. Wieder taucht die Frage nach der Äidschenzieh auf. *Agencia*? Meint er, welchen Agenten wir zum einklarieren nehmen? Keinen, wollen doch kein Geld verschwenden. *Agencia o particular*? Moment mal, Partikuliere heißen doch die Schiffseigener auf unseren heimischen Kanälen. Als das Funkgespräch längst beendet ist, dämmert´s endlich. Er will unsere Reederei wissen. Da können wir Auskunft geben.

In der Morgendämmerung runden wir San Lorenzo, trinken dabei eine Tasse Kaffee und essen eine erste Stulle, passieren dann Seeboje und nach einer gewissen Wartezeit, taucht aus dem Feld der Ankerlieger eine *lancha* auf, die uns einen Ankerplatz zuweist. Wir sind angekommen. Der seit zwei Stunden laufende Motor erstirbt, das Boot wippt ganz ungewohnt an der Kette, das Kaffeewasser ist aufgesetzt, erste Brote werden geschmiert, und peruanische Gastlandsflagge und quietschgelbe Quarantäneflagge flattern lustig in der sanften Brise.

Wir warten darauf, wie es weiter geht. Eigentlich sollen wir unseren Ankerplatz gegen eine Boje tauschen, und die Einklarierung wartet auch auf uns. Anke liest in des Kaisers Segelführer. Dort berichtet Kapitän F. Reiners von der Bark AEOLUS:

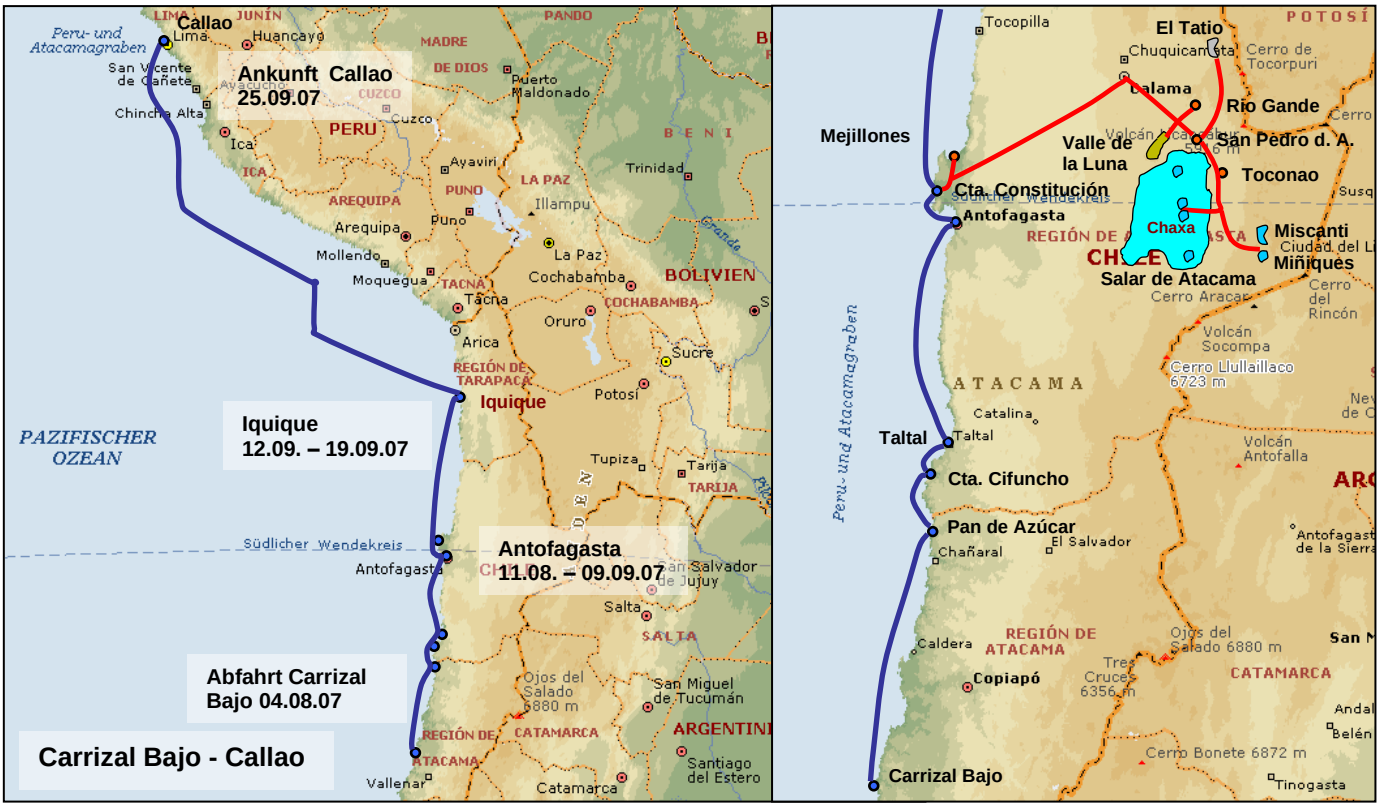
Die Insel St. Lorenzo, welche die Bai nach Südwesten abschließt, ist zwar hoch, aber da sie von weißlicher Farbe ist – durch den weißen Sand – und die Luft meistens sehr häsig ist, so ist sie selbst am Tage nicht sehr weit sichtbar, während sie von Sonnenuntergang bis zum nächsten Morgen häufig im Nebel eingehüllt ist. Das Feuer ist von schlechter Beschaffenheit und bei klarem Wetter kaum zu sehen, was aber hauptsächlich eine Folge seiner zu hohen Stellung ist, wo es mehr von Dunst und Nebel verhüllt wird, als wenn es niedriger stünde.

Ist ja doll. Und das Erstaunlichste, dieser alte Bericht hat auch heute nichts von seiner Gültigkeit verloren. Das Feuer steht immer noch an gleicher Position und zu sehen ist tatsächlich nichts. Kapitän Nichelson von der Bark THEODORE ergänzt:

Das Klima von Callao ist wunderschön und gesund, Regen gehört zu den Ausnahmen, aber in der Nacht findet eine starke Thaubildung statt. Gewöhnlich dringt um 10 Uhr vormittags die Seebrise durch, um den ganzen übrigen Vormittag aus einer Richtung zwischen SSW und Süd mit einer mäßigen Stärke zu wehen. Gegen die Zeit des Sonnenuntergangs kommt der Wind mehr vom Lande, worauf in der Nacht mitunter ein frischer Landwind weht, der beim Aufgang der Sonne abflaut und um 8 h a.m. durch Windstille, die bis zum Einsetzen der Seebrise dauert, aufgehoben wird.

Dem ist dann auch nichts hinzuzufügen. Gegen 10:00 nähert sich eine *lancha*. Darauf befindet sich Jaime Ackermann, der „Operations Manager“ des Yacht Clubs Peruano. Er heißt uns willkommen und wir vereinbaren, daß wir eine Stunde später an Land kommen, um mit ihm gemeinsam den Einklarierungsprozeß zu bestehen. Die aufzusuchenden Behörden befinden sich glücklicherweise alle in relativer Nähe. Jaime hat bereits ein allgemeines Anschreiben für die *Capitanía* und zwei weitere Formulare vorbereitet. Auch ein fertiger Einzahlungsschein für eine der Gebühren liegt bereit. Per Taxe geht es los. Erster Eindruck: *Callao* ist unerwartet sauber, viele alte Häuser, pulsierendes Leben. Besonders *La Punta*, der Stadtteil, in dem sich der Club befindet sticht heraus. Nächster Eindruck: Verkehr mit Spannungsmomenten, dem Südamerikaklischee nahekommend. Als Fußgänger hat man erstmals seit langem wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit an den Tag zu legen, vor allem, wenn man wie wir aus Chile kommt, wo die Autofahrer eine schon fast portugiesische Höflichkeit an den Tag legen. Und als Mitfahrer in einem Taxi kommt man sich vor, wie auf dem Beifahrersitz von Michael Schumacher. Wobei dann wieder erstaunt, daß allgemein der Sicherheitsgurt angelegt wird. Wir suchen das Hafengesundheitsamt, die Hafenbehörde und die Einwanderungsbehörde auf. Jaime verhandelt und erklärt. Alles geht recht flott voran. Dann stoppt uns die Mittagspause. Also testen wir erst mal das Clubrestaurant. Ausgezeichnet. Besonders die Ceviche.

Die weitere Wartezeit verbringen wir mit der Betrachtung der überall erkennbaren Spuren des jüngsten Erdbebens. Zeigt sich das auf einer Art Seebrücke errichtete Clubrestaurant auch schadlos, das auf dem Festland stehende eigentliche

Clubgebäude, ein kolonialer Prachtbau aus der Zeit der vorletzten Jahrhundertwende, läßt zahllose Spuren erkennen. Im Allgemeinen hielten sich dessen Auswirkungen in *Lima* und *Callao* jedoch in Grenzen. Überwiegend oberflächliche Schäden an verschiedenen Gebäuden mit hölzernem Tragwerk sind entstanden, keine wirklich schweren. Das Clubgebäude ist ein typischer Vertreter. Nach außen wirkt es wie ein repräsentativer Steinbau, in Wirklichkeit handelt es sich jedoch um ein Holzhaus mit geschickter Verkleidung. Durch die Bauweise bedingt, ist es recht elastisch und hat sich eifrig bewegt, mit der Folge, daß viele Schäden am Putz, den stuckverzierten Decken, den dekorativen Gesimsen und Balkonverkleidungen entstanden sind.

Schließlich findet Jaime nach Erledingung seiner vielen anderen Pflichten die Zeit, uns zur *Capitanía de Puerto*, der militärischen Hafenbehörde zu begleiten. Sie wirkt etwas speziell und zeichnet sich durch spürbar unfreundlichen Charakter aus. Der Normalbürger darf das Gebäude nicht einmal betreten. Er wird vor der Eingangstür stehen gelassen und nur durch die Tür oder ein vergittertes Türfensterchen bedient. Ob es daran liegt, daß die normale Dienstzeit bereits vorüber ist? Wir haben Glück und dürfen sogar in den Eingangsflur und uns dort setzen. Man ist irritiert: Weshalb wir uns heute nicht schon früher gemeldet haben. (Die *Capitanía* hatte Mittagspause!) Und überhaupt, wieso haben wir keinen früheren Funkkontakt aufgenommen? Und wieso haben wir uns nicht per Email angekündigt? Gut, daß wir vorbereitet sind. Eine mit Stempel, Unterschrift und auf eigens entwickeltem Vordruck ausgedruckte Liste aller unserer vergeblichen Funkanrufe wechselt in die Hände der Behörde. Das scheint zu beruhigen. Irgendwie verläuft dann alles ganz angenehm, und bald werden wir entlassen. Uns irritiert zwar, daß wir kein Papier bekommen, aber wir haben immerhin einen Eingangsstempel auf unserem Doppel, damit können wir leben. Erst im Dunkeln sind wir wieder zurück. Bin so müde, daß ich auf Einladung einer chilenischen Crew - 57 Fuß Swan - nicht reagiere. Erst auf der Lancha-Fahrt Richtung JUST DO IT entschließen wir uns zu einem Ja. Also kehren wir gleich wieder um und verbringen noch einen netten Abend im Club-Restaurant.